

Die Zeitschrift

Nr. 21

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

„Du, Mesi,“ rief Greifeneder freudestrahlend schon in der Tür, „denk dir nur! . . . Auf'bessert hat mich der Holzwurm um hundert Kronen monatlich. — Fein, was?“

Mesi summte einen unverständlichen Laut durch die Nase, ohne von den Blumentöpfen aufzusehen. Sie kehrte ihrem Mann noch immer den Rücken.

„Mesi!“ rief er betroffen. „Ja, sag mir, tut dich denn das gar net interessieren? . . . Was is denn, Mesi?“

„Mein!“ wollte sie schon antworten, „es interessiert mich wirklich nicht im geringsten“, es lag ihr schon auf der Zunge, doch sie hielt sich mit aller Kraft zurück, eingedenk der Pflichten, die sie auf sich genommen hatte.

„O ja,“ sagte sie tonlos, „natürlich, freilich interessiert's mich . . . Selbstverständlich . . . Wie kannst nur so fragen?“ Sie versuchte sogar zu lachen.

„Wo hörst, Mesi, das sagst aber in ein Ton, als obs D' Essig g'chluckt hättst, net anders. Is denn das gar so traurig, was? . . . Geh, komm her, Alte, und mach ein freundlich's G'sicht! Denk Dir, Du bist beim Photographen — Du wirst's auch sagen wie die bekannte Schwiegermutter, „ich kann kein freundlich's G'sicht machen,“ wirst sagen „mein Mann is um hundert Kronen 's Monat auf'bessert worden“.

„M' jegerl, is das aber eine traurige G'sicht“, wird der Photograph sagen, „dann is 's begreiflich“; — no, Alte, was ist denn?“

Als Mesi das Wort „Photograph“ hörte, fuhr sie zusammen. Die ganze Szene, die sie bei Krall erlebt hatte, kam ihr wieder in Erinnerung. . . . Binder hatte sie sehr verehrt. . . . Und während sich ihr das Herz zusammenkrampfte bei dem Gedanken, daß sie ihr Lebensglück unwiederbringlich verspielt hatte, machte der Mann, der in ihren Augen an allem Glend schuld war, der sie gefangen an der Kette hielt, seine schalen Späße mit ihr.

„Geh, laß mich!“ rief sie unwillig.

„Aber, Mesi, ja, was hast denn nur?“

„Nix, nix!“ fuhr sie in gereiztem Ton auf, „gar nix! A Ruh will ich haben!“

„Ja, wer tut Dir denn was, Schagerl? . . .“

Geh, über was hast Dich denn grad zuvor g'ärgert, eh ich z' Haus kommen bin? . . . G'wiß wieder die Toni, das g'schappige Weibsbild! Die werd ich aber bald hinausjagen, das Franzenzimmer mit der kecken Goshen. Net wahr, Herzerl, die tut kein Gut's net, die Toni.“

Er hatte sich gemütlich die Schuhe ausgezogen und Pantoffel angelegt. Nun trat er ans Fenster zu seiner Frau, gesund, fröhlich, zufrieden, ein Urbild des Behagens.

„Laß mich doch endlich in Ruh, das sind net Deine Sachen!“ fauchte sie ihn an, „Was hast Du Dich überhaupt um die Toni zu kümmern!“

„Na, Mesi?“ Er sah sie wie verkleinert an. „Was denn? A Ruh will ich haben! Verstehst net? Ich bin kein kleines Kind net, daß D' mich alleweil fragen mußt: „Wie geht's Dir denn, tut Dir was weh?“ Mir is das zu dumm mit der ewigen Fragerel!“

Gerade wollte er ihr sagen, daß es ihm ferne liege, sie mit seinen besorgten Fragen zu

Sie stellte sich in Positur. „No, was will der gnä Herr von mir? . . . Mücht wissen!“

Nun riß aber Greifeneder die Geduld. „Was müchtlen S' wissen, Sie keckes Ding, Sie?“ schrie er erboßt. „Zerkieren S' mir net alleweil die Frau mit Ihren dalkerten Fragen, verstanden?“

„Müch Dich net in Sachen, die Dich net angehen!“ rief Mesi auffahrend. „Ich konn schon, Toni, gehen S' nur!“

Toni hatte einen triumphierenden Abgang und war so der Notwendigkeit überhoben, ehrenhalber „ihre vierzehn Täg zu machen“ und sich „net g'fallen zu lassen“. Die Frau selbst hatte dem Herrn ihre Meinung gesagt. Das fehlte noch, daß Herren sich in ihre Küchenangelegenheiten mischten.

„Du, Mesi, ich begreif Dich gar net!“ sagte Greifeneder, am ganzen Körper zitternd und mit Mühe seine Wut verbergend. „Alsdann — das bitt ich mir ein für alle Mal aus, solche Sachen vor'm Mäd'el, verstehst mich? 's war 's erste und letzte Mal, daß ich so etwas g'hört hab. . . . So, basta . . . Ja, und sag mir einmal, Mesi,“ bemerkte er nun im Ton eines strengen Untersuchungsrichters, „hast denn Du gar keine Augen net, ha?“

Sie schüttelte langsam den Kopf, um ihr Erstaunen über diese sonderbare Frage auszudrücken. „Was willst denn eigentlich, mücht ich wissen,“ sagte sie unwillig.

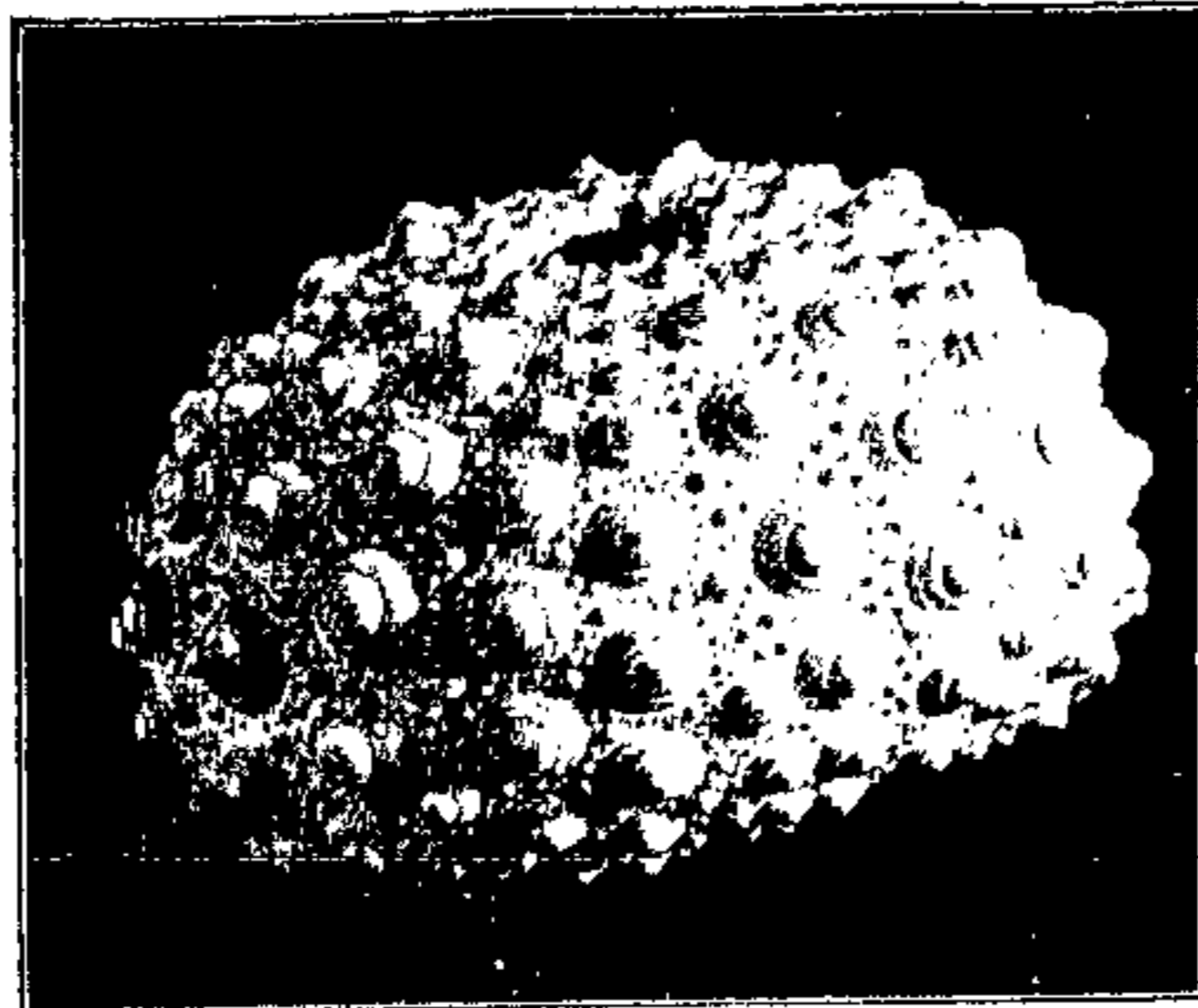
„Das hast Du net g'seh'n und steckst 'n ganzen Tag in der Kuchel? Ja, mir scheint, Du siehst überhaupt nix! . . . Die Person is ja — Du, die mußt gleich aus 'm Haus! . . . A was, ich schick' s' gleich selber weg. Das is ja ein Skandal! So eine Unverschämtheit!“

„Das wirst bleiben lassen!“ schrie sie empört, „ich hab Dir's schon einmal g'sagt, daß die Wirtschaft Dich gar nix angeht. Ich kümmer mich um Deine Sachen im G'schäft auch net —“

„Das is wahr,“ unterbrach er sie mit bitterer Ironie.

Sie verstand den Spott nicht. „Glaubst, ich werd mich vielleicht ohne Mäd'el abschinden und Dir die Stiefel putzen und die Zimmer bürsten, wenn Du Dich mit kein Menschen net vertragen tußt?“

Sie sah ihn mit finsternem Blick an. Der Mund war trohig zusammengekniffen, um die Lippen und Nasenflügel spielte ein nervöses Zucken. Seine Versuche, sie durch gütiges Zureden zu besänftigen, wies sie schroff zurück.



Seeigel-Gehäuse.

kränken, als Toni ins Zimmer stürzte. „No, gnä Frau, was is denn?“ rief sie fast vorwurfsvoll, „ich wart ja schon draußen. Gnä Frau haben ja g'sagt, daß S' selber die Kostbrat'n abbraten wollen.“

Sie hob den Kopf schnippisch in die Höhe, gekränkt über den Mangel an Vertrauen. Jetzt wollte sie's dieser Herrschaft unter die Nase reiben, wohin man kam, wenn man sich an ihre Gebote hielt. „Der gnä Herr will ja bald Nachtmahl essen!“ erlaubte sie sich noch der Frau zur geneigten Beachtung zu empfehlen.

Einen Augenblick sah Greifeneder die runde Gestalt des Mädchens mit erstaunten Blicken an. Dann ging aber seine Verwunderung in Erbitterung gegen die vermeintliche Urheberin des ehelichen Zwistes über. „Sie, Toni“, donnerte er sie an.

„Gut Jean, kommen S'?" ließ sich von draußen Louis mahrende Stimme vernehmen. Sie klang etwas höhnisch. Greifeneder zweifelte nicht, daß die Person gehorcht hatte. Er fühlte sich gedemütigt. Mit dem Respekt vor ihm war es nun vorbei.

Da läutete es an der Wohnungstüre. Nesi ging gerade in die Küche.

„Wer kann das sein?" murmelte Greifeneder, nur um etwas zu sagen.

Noch in der Türe kehrte sie sich rasch um. „Wie soll ich denn das wissen?" antwortete sie gereizt. „Frag doch net so dumm!" Damit ging sie hinaus.

Eine scharfe Antwort lag ihm auf der Zunge. Doch er besann sich. Er wollte ihr ja mit Geduld begegnen. . . . Aber die feinen Pfirsiche, die er auf dem „Raschmarkt" für sie gekauft hatte, um ihr eine Freude zu machen, weil sie sie so gerne aß -- das Säckchen lag noch draußen im Vorzimmer auf dem Gaskasten -- die wollte er ihr nun nicht geben, nachdem sie ihm den schönen Abend so verdorben hatte. -- Voll Ungeduld war er nach Hause geeilt, um ihr die frohe Botschaft von der Gehaltserhöhung zu überbringen, er hatte es nicht mehr erwarten können, ihre Freude mitanzusehen -- und nun dieser Empfang! . . . Nein, die Pfirsiche bekam sie auf keinen Fall. Das fehlte noch, ihr Aufmerksamkeit zu erweisen. Dann fraß sie einen mit Haut und Haar auf. . . .

Er ging rasch ins Vorzimmer, um das Säckchen in Sicherheit zu bringen und traf den alten Wendel, den Nesi gerade ins Zimmer führen wollte. Der Greisler sah jetzt würdig aus, trug sogar an Wochentagen schwarzen Rock und Zylinder, auch die gelben Schuhe fehlten nicht.

„No, was is denn?" rief er seinem Schwiegersohn ziemlich unwirsch zu.

„Ja, was soll denn sein?" gab ihm der ebenso verdrießlich zurück. Für heute hatte er gerade genug. Wenn ihm nun der Alte auch noch eine Szene machen wollte. . . . Sollte Nesi sich gar schon beklagt haben?

Der alte Herr ärgerte sich über diese plötzliche Abmahnungslosigkeit Greifeneders. „Das wissen S' net, Herr Schwiegersohn?"

„Nein, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, Herr Schwiegervater. Das weiß ich wirklich net, was S' eigentlich wollen."

Der andere wurde rot vor Zorn. „Msdann, was soll das heißen? Die haben ja schon ihre Leutli aufgestellt im Bezirk und mich haben i' net hineing'nommen. Ach reiß mich zwar net drum --"

„Ja, ja, ich weiß schon, ich weiß schon, aber . . . Ja, ja, Sie haben ganz recht. Ach hab wirklich vergessen, mit'm Stolz darüber z' reden --"

„No sind S' so gut! Wenn man was verprochen hat, dann muß man's auch halten! Und so wichtige Sachen --"

„Werd'n schon machen. Wenn's weiter nix is --"

Er war froh, so billig davonzukommen. Gewöhnlich endeten solche Besuche des Alten mit der Aufnahme einer größeren, nicht rückzahlbaren, unverzinslichen Anleihe.

Wendel begann sich's auf dem Sofa bequem zu machen. Greifeneder beobachtete es mit Mißvergnügen. Heute war er nicht in der Laune, sich mit seinem Schwiegervater zu unterhalten.

Der alte Herr erhob sich wieder und machte einen gemüthlichen Rundgang durch die Wohnung, alles beguckend und beschmuppernd. „Wo haben S' da heute wieder Ihre Zigarren, Michel?" fragte er ein bißchen ungnädig. „Ach such i' schon eine Ewigkeit herum."

Nesi kam ins Zimmer, hinter ihr Toni, mit herausfordernden Blicken. Sie trug eine Schüssel mit dampfendem Braten und einen Teller voll grünen Kopfsalates.

„Warum gibst denn dem Vatter keine Zigarren net?" rief Nesi zornig. Greifeneder zog stumm seine Zigarrentasche heraus. „Schon gut! Später!" sagte Wendel und suchte sich vorläufig die schönsten zwei Exemplare heraus. „Das Kostbratl riecht aber schön," bemerkte er, listern schmuppernd, „wißt's was, Kinder, ich bleib gleich da und eß ein Stückl mit."

„Werd mer denn g'nug haben, Nesi?" fragte Greifeneder mit deutlicher Betonung.

„Ach tu ja net viel essen und net viel trinken," erwiderte Wendel, „was ich brauch" Greifeneder lachte höhnisch auf.

„Weiben S' mir, Vatter!" erwiderte Nesi scharf. „Lassen S' es Ihnen gut schmecken! Ach eß so nix. Mir is schon der Appetit vergangen."

Es klang etwas trobig. Doch Wendel hörte es nicht. Er saß schon beim Tisch, hieb in den Braten ein und kante mit lautem Geschmatze. Da Greifeneder vor Mergel wenig aß und Nesi brummig erklärte, daß sie „absolut keinen Hunger" habe, vertilgte Wendel ganz allein alles bis auf den letzten Rest, ohne sich die auffallende Appetitlosigkeit seiner Gastgeber irgendwie nahe geben zu lassen. Bloß, daß er an das junge Paar die scherzhafteste Frage richtete, ob einen der Ehestand zum schwachen Esser mache. Greifeneder sandte ihm einen ästigen, haßerfüllten Blick als Antwort. Doch Wendel schien es nicht zu bemerken, denn er schäkerte weiter lustig mit den Augen blinzelnd. Gemüthlich im Sessel ausgestreckt und in den Zähnen herumstochernd fand er, man könne sagen, was man wolle, zu Hause sei es doch am schönsten; ein gutes Wapperl und keine Gemüthlichkeit -- darüber gehe halt nichts. Es gefalle ihm hier „bei den Kindern" so gut, daß er öfters herkommen werde statt ins Wirtshaus zu gehen.

„Sehr lieb von Ihnen!" sagte Greifeneder bissig. Wendel tat, als hätte er den höhnischen Ton nicht herausgehört. . . .

Endlich machte er sich zum Gehen fertig. Greifeneder atmete erleichtert auf und reichte ihm die Hand. „Ja, richtig, was mir grad einfielt," sagte der Schwiegervater wie von ungehör. „könten S' mir net so a hundert Krondu leihen, Michel? . . . Nur bis übermorgen!"

„Tut mir leid, ich hab net so viel."

„No, 's kann auch weniger sein. Werd ich halt um den Rest wo anders hingehen. . . . Macht nix. Ach krieg's ja. . . . Ach hab mir nur 'denkt, 's schaut net schön aus. Was werden sich die Leut denken, hab ich 'glaubt, wo er ein reichen Schwiegersohn hat, geht er zu fremde Leut um a Geld. Das mein ich halt."

„No, nehmen S' das net so schwer," meinte Greifeneder, „auf mich brauchen S' keine Rücksicht zu nehmen. Meinetwegen sollen die Leut von mir reden, was i' wollen!"

„Also, wieviel kann ich denn kriegen?"

Schließlich einigten sie sich auf fünf Kronen, die Wendel übermorgen pünktlich zurückzahlen versprach, auf die aber Greifeneder verzichten zu wollen erklärte, wenn der Schwiegervater die Freundlichkeit haben wollte, die bisher entliehenen dreihundert Kronen zurückzuerstatten.

Als Wendel draußen war, fuhr Nesi wütend auf ihren Mann los. „Du, was haltst denn den alten Mann zum Narren?" rief sie mit schriller Stimme.

„Ach laß mich von ihm net ausziehen," erwiderte er barsch. „Ach brauch mein Geld selber."

„Wo soll er denn hingehen, als wie zu seine Kinder, wenn er was brauch?"

„Wo er hingehen soll?" sprudelte es aus ihm heraus. „Wo geh ich denn hin? . . . Arbeiten soll er; mehr arbeiten und weniger saufen. Ach kann net für die ganze G'sellschaft sorgen."

„Gättst net immer so groß g'red't! Zu was hast mich denn g'heirat?"

„Net darun, daß ich Deine Leut füttern soll, verstehst? . . . So, jetzt hab ich aber g'nug

mit der G'schicht! Ganz g'nug! Auf das Familienleben pfeif ich."

„Gättst net g'heirat. Wer hat's Dir denn g'schafft?"

Die Fäuste ballend trat er vor sie hin. „Du, Nesi, ich sag Dir's im guten, wenn's D' Du überall ein Gaterl suchst, nur damit Du streiten kannst -- Spiel Dich net mit mir! Ach -- ich presste er zwischen den Zähnen hervor, „pö auf, 's könnt mir zu dumm werden! Du -- Du --"

Er schlug mit der Faust so heftig auf den Tisch, daß die Gläser und Teller klirrten. Nesi fuhr erschreckt zusammen. Jetzt war sie an ihrer besinnungslosen Wut erwacht. Ein leises „Gute Nacht!" murmelnd ging sie ins Schlafzimmer.

Sie lagen beide die ganze Nacht wach. Greifeneder hörte ihr leises, unterdrücktes Schluchzen, ein troziger Stolz hielt ihn aber zurück, ihr ein gutes Wort zu geben und damit den Anfang zur Versöhnung zu machen. Sie mußte kommen, sie war die Schuldige. . . .

Auch Nesi hörte, wie er tief und schmerzlos stöhnte, und machte sich Vorwürfe, daß sie ihm Verstimmung mit sich hatte durchgehen lassen und ihrem Mann so häßlich begegnet war. Das gegen Morgen, als die Sonne ihre ersten Strahlen ins Zimmer sandte und die junge Frau das Gesicht ihres Mannes erblickte, da fühlte sie wieder einen wilden Haß in sich aufsteigen. . . . Die Schuld trug doch auch er, dachte sie trozig. Warum verlangte er mehr, als sie leisten konnte?

Wortlos, ohne das gewohnte „Guten Morgen!" kleideten sie sich an, in das dumpfe, unheimliche Schweigen verfallen, das zwischen zwei einander Nahestehenden plötzlich eine undurchdringliche Mauer aufrichtet. Greifeneder tat ganz gleichgültig, als kümmerte er sich gar nicht um Nesi, während er von Zeit zu Zeit, wenn er sich unbeachtet glaubte, ganz verstohlen ein besorgtes Blick auf seine Frau warf.

Als das Frühstück aufgetragen war, kam sie nicht ins Zimmer. Zum ersten Mal mußte er sich allein den Kaffee eingießen und den Semmel streichen. Ihm war's, als bliebe ihm der Bissen in der Kehle stecken. Eine Träne rann die Wange hinunter. Mit aller Macht mußte er sich beherrschen, um nicht laut anzuhängen wie ein kleiner Junge, den man zur Strafe allein in ein Zimmer gestellt hat.

Wenn hätte er Nesi „Adieu" gesagt und ihr die Hand zum Friedensschluß geboten, doch jenes Ehrgefühl verbot es ihm. Nein, justament nicht! Nach einer Weile ging er ins Schlafzimmer stolz und aufrecht an ihr vorbei, als wäre sie nicht da. Er tat, als suchte er etwas im Kasten und könnte es nicht finden; so frante er langsam herum, ohne aber von Nesi die erwartete Frage was er denn wolle, zu hören.

Sie schien nichts zu bemerken. Da faßt er sich endlich ein Herz, und mit zitternder Stimme fragte er, ob sie nicht wisse, wo seine Taschentücher wären. Stumm ging sie zum Kasten, nahm ein Taschentuch heraus und warf es auf das Tischchen, das vor den Betten stand.

Nur konnte er nicht länger an sich halten, er taßte ihre Hände, die sie ihm aber sofort entzog. Doch er bat so flehentlich um Verzeihung und sprach so eindringlich, sie nie mehr zu kränken, daß sie ihm endlich die Hand reichte und mit abgewandtem Gesicht ganz leise „Adieu!" flüßte.

Nach diesem Auftritt wurde Nesi von Gewissensbissen gequält. Mit dem stummen, pünktlichen Gehorsam eines Haustieres sorgte sie nun für das Wohlbefinden ihres Mannes und verzeigte ihn wieder. So wollte sie ihre Schuld abbüßen. Es gelang ihr auch. . . . Sie sieht auf alles, dachte er, hält alles in Ordnung und ist

„eine ganz tüchtige Frau. Daß sie manchmal auch ihre „Mucken“ hat, mein Gott, welche Frau hat sie nicht? Wenn die Mädels einmal verheiratet sind, dann sind sie eben ganz anders. . . . Damit mußte man sich wohl oder übel abfinden.“

Und er fand sich ab. Es lag nicht in seinem Wesen, tiefer in die Seele eines neben ihm lebenden Menschen zu blicken. Meßi wußte ihre wahren Gefühle so gut vor ihm zu verbergen, daß solche Auftritte sich nicht mehr wiederholten und das Leben jetzt scheinbar glatt und ruhig dahinfließ.

Freilich, wenn er nicht zu Hause war und sie sich nicht verstellen mußte, brachen die so übermäßig angespannten Kräfte zusammen. Dann saß sie stundenlang vor dem Fenster und starrte hinaus. Manchmal schluchzte sie so heftig auf, daß Toni erschreckt hereinkam und teilnahmvoll fragte was denn der „gna Frau“ fehle, daß sie immer so traurig sei.

In diesen stillen Stunden des Alleinseins schlich sich allmählich ein tiefer Groll gegen ihren Mann in ihr Herz ein, sie begann ihn zu hassen, als den Vernichter ihres Lebensglücks. Sie mühte, daß das Ende ihrer Kräfte herannahte. Mit aller Gewalt mußte sie an sich halten, um einen drohenden, jähen Ausbruch ihrer aufgebäuften Empörung zu unterdrücken. Vieles an dem Kind des Volkes hatte in dem ungewohnten Gewissenskampf, der ihr aufgezwungen war und den sie instinktiv austreten zu müssen glaubte, die empfindlichen Nerven einer Weltkugel bekommen. . . .

So kam der Winter. Ein nebliger, trüber Sonntagnachmittag. Auf der Straße lag Feiertagsstille, bloß ab und zu hörte man das schrille Läuten der Straßenbahn durch die geschlossenen Fenster. Am Ofen brannte ein begnügliches Kohlenfeuer. Meßi hatte die Eltern zum Kaffeeklatsch bei sich.

Sie saßen um den weißgedeckten Tisch. Frau Wendel wuschte sich nach der zweiten Tasse den Mund mit dem Tischuch und fand den Kaffee delikats. Dann legte sie ihre Brille auf und zog den Strickstrumpf aus dem Arbeitsbeutel.

Wendel wiederholte mit liebevoller Ausführlichkeit die Rede, die er in der letzten Gemeinderatsitzung gehalten hatte. Meßi sah ins Leere und senkte. Sie hatte gar kein Interesse mehr für diese Dinge, weder für die kleinen Sorgen der Mutter, noch für die kindlichen Liebhabereien des Vaters. Das alles störte sie nur. Am liebsten war sie allein und ließ ihre Gedanken den gewohnten kreisförmigen Weg gehen, immer denselben und wieder denselben. Das war so bequem und streugte nicht an.

Erschreckt fuhr sie zusammen, als die Uhr sechs Schläge herunterschmarrte. Nun würde er bald von seiner Tarodpartie zurückkommen. Und dann mußte sie dem, den sie haßte, der ihr so widerwärtig war, ein freundliches Gesicht zeigen. O, wie war ihr seine teilnahmevolle Zärtlichkeit in der Seele zuwider!

Es läutete draußen, man hörte rauche Schritte im Vorzimmer, er war es. Mit einem gutmütigen Lächeln auf den Lippen kam er herein, noch angeregt vom Bergsteigen der starthenpartie. Als er die Schwiegereltern erblickte, blieb er eritaut stehen und grüßte flüchtig. Es war, als ob er seine alte Lanze plötzlich verloren hätte. Doch bald darauf sah er wieder freundlich wie immer drein. Verärgert prustend rief er sich die Hände.

„Servus, Meßi,“ rief er seiner Frau zu. Sie nickte. „Was Neues, Herr Schwiegervater?“

„Neues —? Haben S' mei Red in der Zeitung g'lesen? Nein? — Ja, was lesen S' denn eigentlich in der Zeitung?“

„Ach? Gar nix!“ erwiderte er lachend. „Was es Neues gibt, erfähr ich so, und das übrige, den Siren, den S' dazu geben, und die gedruckten Lügen, die schenk ich ihnen.“

Wendel war sehr böse. Er ereiferte sich ganz ernsthaft und wollte schon mit der Dekla-

mation seiner überaus wichtigen Rede beginnen. „Später, später!“ vertröstete ihn Greifeneder. „Meßi, jetzt schau, daß der Tisch bald 'deckt wird. Der Onkel und die Tant und der Herr von Stold können ja jeden Moment da sein.“

Sie fuhr aus ihrem Grübeln auf. Herr Gott, daran hatte sie gar nicht mehr gedacht!

Eilig begann sie den Tisch abzuräumen. Als Greifeneder sie dann sieben Gedecke auflegen sah, fragte er, wer denn noch komme. Er habe doch nur die Holzmanns eingeladen.

„Und ich hab den Eltern sagen lassen, daß S' auch zum Nachtmahl dableiben sollen.“ bemerkte Meßi ein wenig herausfordernd. Sie wußte, daß er sich ärgern würde, und konnte darum der Versuchung nicht widerstehen, ihm zu zeigen, daß sie's ihm zum Trost getan hatte, obwohl er die Eltern nicht einladen wollte, weil sich die Holzmanns mit ihnen nicht vertragen. . . . Der Lügner! . . . Er mochte sie nicht, das war es. Darum hatte sie die alten Leute mitan-

ment eingeladen.

Mit lauerndem Blick sah sie ihn an. Sie wartete darauf, daß er einen Wutausbruch bekommen würde. Das hätte ihr, fühlte sie, eine unentbehrliche Befriedigung gewährt.

Eutäuscht sah sie, daß er ruhig blieb. „So!“ sagte er bloß, „wenn die jetzt übermannt kommen, mir kann's recht sein.“

Dieser Gleichmut, wie der sie reizte! Sie hätte dem verhassten Menschen die Nägel in die Augen bohren können.

Frau Wendel machte ein gekränktes Gesicht. „Wenn Sie 's net haben wollen, Herr Schwiegersohn,“ sagte sie mit beleidigter Miene, „wir müssen ja net dableiben. Wir haben ja z' Haus auch unser Essen. Und in Wea sein möchten wir niemandem.“

„Ihr Mann war weniger empfindlich. „Lach Dich net auslachen, Alte,“ sagte er jovial, „was wirst denn z' Haus aehn? Wir beißen ja niemandem nix ab. Ach vertrag mich mit an jeden. Im Gemeinderat sagen S' auch, daß ich ein verträglicher Mensch bin.“

(Fortsetzung folgt.)



Aus dem Reiche der Stachelhäuter.

Von C. Thesing.

Für den Nordländer, der zum ersten Male eine der größeren italienischen oder südfranzösischen Hafenstädte besucht, hat es einen ganz eigenen Reiz, sich den Fischmarkt anzusehen. Was wird da nicht alles feilgeboten. Sind all diese verschiedenartigen, seltsamen Tiergestalten wirklich zur Nahrung für Menschen geeignet? Neben großen und kleinen buntsfarbigen Mittelmeerfischen, neben Barschen und Heilbutten, Makrelen, Gernnen, Schwertfisch, Meeräsche, Zeeschmetterling, Ringelnuss, Steinbutt, Scholle, Junge und Meermond liegt der mächtige Turfisch und die seit der Römerzeit berühmte Muräne; ja selbst Haie, Rochen und Delfine verirren sich bisweilen auf den Markt. Die strucentiere sind durch Langusten, Krabben, Meerespinnen, Garnelen und Tausendfüßler vertreten. Daneben findet man Muscheln und Schnecken jeder Form und Größe. Wieder an einer anderen Stelle werden Tintenfische, Kraken, Kraken und andere Kopffüßer zum Kauf angeboten, die den Hauptbestandteil der so sehr beliebten „frutti di mare“ bilden. Am überraschendsten aber wirken auf den Fremden große Vottiche, die bis zum Rande mit Seeigeln aller Art angefüllt sind. Daß man sogar diese stacheligen Gesellen genießen soll, will einem anfangs gar nicht in den Kopf und doch bilden sie richtig zubereitet eine recht wohlschmeckende, bekömmliche Speise. Für wenige Soldi kann man bereits ein ganzes Gericht erhalten, und es ist kein seltener Anblick, einen schmutzigen, zer-

lumpleu, dunkeläugigen italienischen Vengel auf der sonnigen Steinschwelle eines Hauses sitzen zu sehen, wie er mit tiefem Ernst und viel Schagen einen Seeigel nach dem anderen mit einem Steine aufknockt und die Eier und samenstrotzenden Keimdrüsen verzehrt. Wie bedeutend der Konsum an Seeigeln ist, das erhellet am besten daraus, daß allein in Marseille jährlich mehr als eine Million Stück auf den Markt gebracht werden.

Auch noch andere Stachelhäuter spielen als Nahrungsmittel eine gewisse nicht zu unterschätzende Rolle. So sind in den Monaten von April bis August an den Küsten Japans, auf den Philippinen, Molukken und den Inseln des stillen Ozeans Tausende kleinere und größere Schiffe in eifriger Tätigkeit, um mit Hilfe langer Schleppnetze ungezählte Massen der unförmigen Seeanurken oder Solothurien vom Meeresboden heranzubohlen.

Von ihnen übrigen stacheligen Verwandten unterscheiden sich die Seeanurken hauptsächlich durch die hart verlängerte, fast wurmförmige Körpergestalt und den Mangel eines festen, kalkigen Außenspanners. Der Störker ist nämlich bei diesen in vieler Hinsicht merkwürdigen Tieren von einer derben, lederartigen Haut bedeckt in der als letzte Reste des stacheligen Stalkpanzerzähllose zierliche Stalknadeln, Nadeln und Gitterplättchen verstreut liegen. Um ihrer Haut willen und die Solothurien dieser eifrigen Nachstellungen ausgefesselt. Sie kommt in getrocknetem Zustande unter dem Namen „Trepang“ in den Handel und wird in dem Reiche der Mitte von vornehmen Chinesen und auch von Europäern als erregende, leicht bekömmliche Speise geschätzt.

Um die gefangenen Seeanurken verarbeitbar zu machen, bedarf es ziemlich umständlicher, kostspieliger Vorbereitungen. Zuerst werden die Tiere, nach Zempers Beschreibung, der während mehrerer Monate den Fang und die Zubereitung der Seeanurken auf den Galan Inseln zu beobachten Gelegenheit hatte, in großen eisernen Steifen gesammelt, mit einer dichten Lage der großen Blätter von *Caladium esculentum* bedeckt und längere Zeit in Regenwasser getocht und gedämpft, um sie von allem Seeatz zu befreien. Unter der Einwirkung der Hitze schrumpfen die Tiere erheblich zusammen und Seeanurken von mehr als Fußlänge stehen nach dem Abkochen und Dämpfen nur noch wenige Zentimeter. Jetzt werden die Tiere auf niedrigen Holzgestellen zum Trocknen im prallen Sonnenschein ausgebreitet, doch muß, um den Trepang wirklich haltbar zu machen, das Abkochen mit nachfolgender Lufttrocknung noch zwei- bis dreimal wiederholt werden. Aber auch damit ist der Konservierungsprozess noch nicht beendet, vielmehr wird der Trepang zuletzt mehrere Monate in besonderen Schuppen geräuchert. Fast die gesamte Trepanganseende wird von chinesischen Händlern aufgekauft. Je nach der Qualität schwankt der Preis zwischen 60 bis 800 Mk. für den Zentner, sofort in Schiffe verladen und auf dem kürzesten Wege nach China geschickt, wo Seeanurken, neben eßbaren Vogelneßtern, sauren Eiern usw. einen unentbehrlichen Bestandteil jeder wirklich vornehmen Tafel ausmachen. Nach guten Schätzungen soll der jährliche Verbrauch an Trepang sich auf mehr als 100 000 Zentner belaufen.

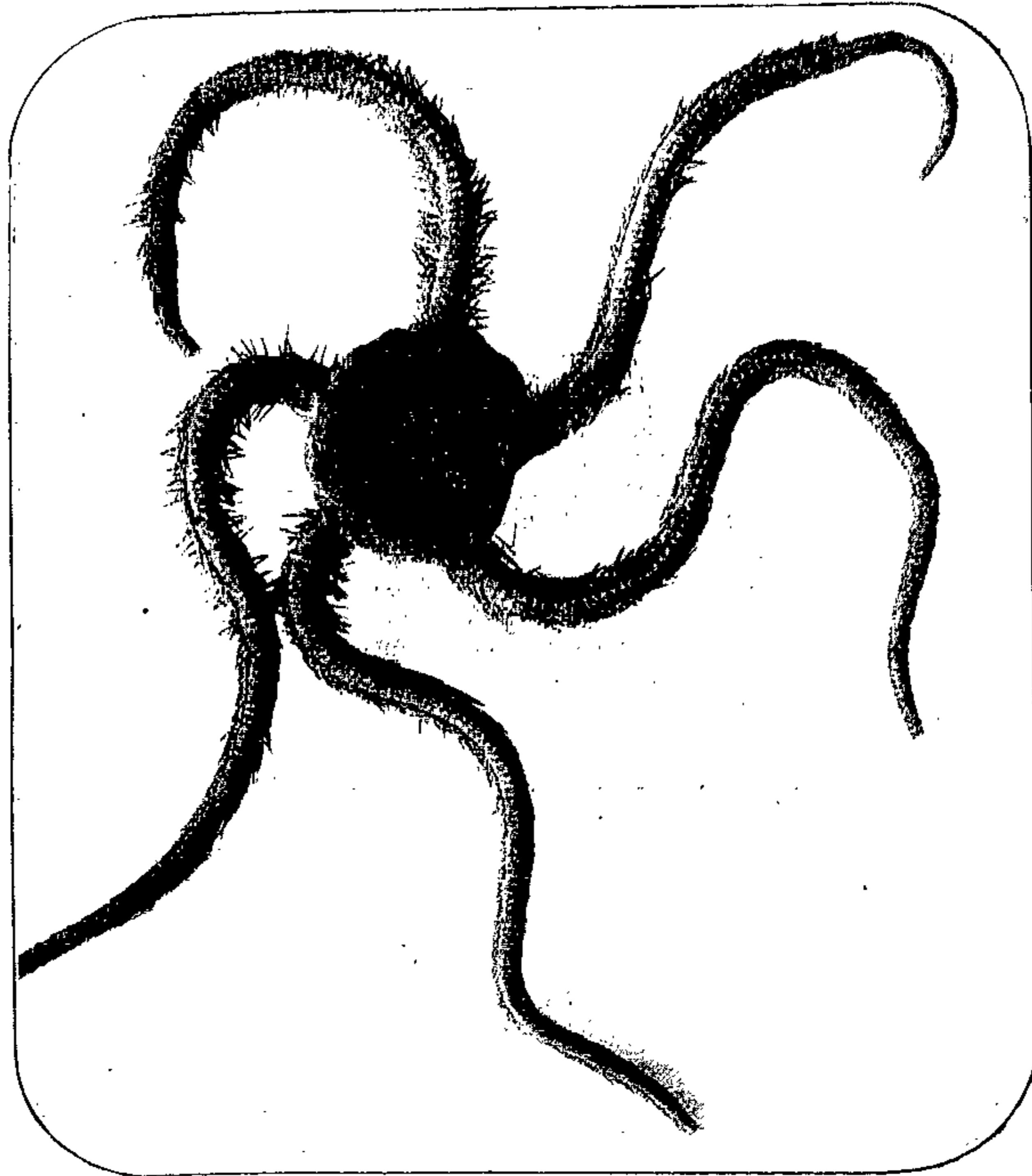
Doch sehen wir uns die Klasse der Stachelhäuter, die uns solche kulinarischen Genüsse bieten, etwas genauer an. Sie gehören sicherlich zu den interessantesten Vertretern des Tierreiches und nehmen in Bau und Lebensweise eine ganz einzigartige Stellung ein. Wer einmal Gelegenheit hatte, ein Aquarium zu besuchen, der widmete sicherlich auch einige Zeit dem Becken der Stachelhäuter oder Echinodermen: hebt doch allein schon ihre radial-symmetrische Gestalt (vergl. Abbildungen) sie aus der

Reihe der übrigen Tiere hervor und drückt ihnen den Stempel des Besonderen, Fremdartigen auf. Bei allen Tieren, die uns für gewöhnlich entgegen treten, sind wir gewohnt, daß sie zweifach seitig symmetrisch sind, daß man ihren Körper durch einen Längsschnitt, und nur durch einen Längsschnitt, in zwei spiegelbildlich gleiche Hälften zerlegen kann. Kenne ich von einer Fliege, einem Fisch, einem Pferde, Hund oder Menschen die eine Seite des Körpers, so kann ich mir danach ohne weiteres die andere ergänzen. Nicht so bei den Stachelhäutern, bei denen diese Längsachse fehlt. Wahrscheinlich ist dieser strahlige, radiäre Bau ein Nachklang längst vergangener Zeiten, als die Stachelhäuter noch festgewachsene Tiere ohne freie Ortsbewegung waren, wie es ja bis auf den heutigen Tag einige zur Tiefseefauna gehörige Vertreter der sogenannten Haarsterne, ich meine die formenschönen, an feststehende Blumen erinnernden Seelilien (Pentaktrinen und Rhizoktrinen), sind. Es ist nämlich eine allgemeine Erscheinung im Tierreiche, daß feststehende Lebensweise gewöhnlich zu einer Umwandlung oder doch wenigstens Annäherung an den radiären Typus führt. Als Beleg hierfür seien nur die Korallenpolypen oder besser noch die Röhrenwürmer (Serpuliden) und die Moostierchen (Bryozoen) erwähnt.

In meiner Zille findet man in dem großen Bassin des Aquariums die charakteristischsten Vertreter dieses altertümlichen Tierstammes. Träge auf dem Sande des Bodens liegen walzenförmige Seequallen; an deren Stellen strecken Seeigel drohend ihre Stacheln empor, oder Haarsterne klettern mit Hilfe ihrer rankenartigen Arme im Gezwänge eines Korallenstockes, während ein großer Seeestern gerade dabei ist, seinen rüsselartig vorgestülpten Magen zwischen die gewaltsam geöffneten Schalen einer Muschel zu zwängen und langsam den lebenden Inhalt zu verzehren. Schwerfällig und unbehilflich, wie diese kalkgepanzerten Tiere dem flüchtigen Beobachter erscheinen, begreift er es nicht, wie einige Seeesterne und Seeigel selbst bis zu den höchsten unzugänglichen Spitzen und Backen der Felswände ihres Beckens vermöchten. Ja sogar an der spiegelglatten Seitenwand des Aquariums kriechen die Tiere langsam aber sicher herauf. Etwas Geduld löst das Rätsel der Fortbewegung: Eben hat der Seeestern sein schmackhaftes Mahl beendet und der fette Bißsen scheint seinen Latendrang angeregt zu haben. Verhältnismäßig schnell schiebt er sich, die Mundöffnung dem Boden zugekehrt, über den Sand hin, gerade auf den heimlichen Beobachter zu. Noch versteht man nicht recht, welche unsichtbaren Kräfte das Tier vorwärts treiben. Endlich ist die Glaswand erreicht, aber auch sie bietet dem Vorwärtstrebenden kein unüberwindliches Hindernis. Langsam streben die Arme des Tieres nach oben und jetzt erblicken wir mit einem Male auch die merkwürdigen Organe, welche unserem Kletterkünstler weiterhelfen. Aus Längsfurchen, die sich auf der Unterseite sämtlicher Arme hinziehen, ragen zahlreiche dünne Schläuche hervor. Zusehends

verlängern sich die vordersten und heften sich mit Hilfe winziger, an dem äußersten freien Ende befindlicher Haftscheiben an der Glasplatte fest. Hat der Seeestern auf diese Weise einen sicheren Halt gewonnen, so verkürzen sich die Schläuche wieder und ziehen das Tier langsam hinter sich her. Indem sich dieser Vorgang ständig wiederholt, sehen wir den Seeestern mit großer Sicherheit an der spiegelglatten Fläche emporsteigen.

Die Wirkungsweise dieser feinen, zarten Schläuche, der „Veine“ der Stachelhäuter oder der sogenannten „Ambulakralfüßchen“, wie der wissenschaftliche Name lautet, ist eine recht unständliche. Sie hängen nämlich mit einem im Körperinneren gelegenen vielverzweigten Röhrensystem zusammen. Wenn wir die Rückenseite eines Seeesternes genauer untersuchen, finden wir zwischen zwei Armen gelegen eine kleine, siebartig durchbrochene Platte, durch die Meer-



Seeestern (Java).

wasser aufgenommen werden kann. Von ihr aus leitet schräg nach vorwärts ein dünner Schlauch, der Steinkanal, der sich in einem die Mundöffnung ringförmig umschließenden Kanal öffnet. Seitlich an diesem Ringkanal erblickt man mehrere blasenartige Ausbuchtungen, die als Wasserbehälter dienen. Dann aber zweigt sich vor allem von dem Ringkanal in jeden Arm je ein langer Radiärkanal und an diese letzteren heften sich endlich in zwei Reihen geordnet rechts und links die frei aus dem Körper hervorragenden Ambulakralfüßchen an, die an ihrer Basis ebenfalls wieder kleine Wasserreservoirs oder Ampullen besitzen. Die Wandungen der Füßchen und Ampullen sind muskulös und im Zustande der Ruhe ziehen sich die kleinen Schläuche zusammen, daß man von ihnen äußerlich nur wenig bemerkt. Will sich aber das Echinoderm in Bewegung setzen, dann wird aus dem inneren Wassergefäßsystem in die betreffenden Ambulakralfüßchen Wasser eingepumpt. Unter dem

starken Innendruck strecken sie sich in die Länge und heften sich an irgend einem in der gewünschten Richtung gelegenen Gegenstande fest. Läßt dann später der Druck wieder nach und tritt das Wasser in die Ring- und Radiärkanäle respektive in die Wasserreservoirs zurück, so verkürzen sich die Scheinfüßchen unter dem Einflusse ihrer muskulösen Wandungen und ziehen den Seeestern hinter sich her.

In ganz ähnlicher Weise, wie wir es hier eben für die Seeesterne kennen lernten, nur mit mehr oder weniger geringfügigen, der anderen Lebensweise und Körpergestalt entsprechenden Abweichungen, sind die Fortbewegungsorgane bei den übrigen Klassen der Stachelhäuter gebaut, wie die Tiere ja überhaupt trotz der großen äußerlichen Verschiedenheit auffallend in ihrer inneren Organisation übereinstimmen. So ist z. B. das Wassergefäßsystem der Seeesterne noch fast genau so gestaltet. Bei den Solothurien treten die trennenden Merkmale bereits stärker hervor. Ich erwähnte schon vorhin, daß bei ihnen der Körper sich stark in die Länge gestreckt und ein wurmförmiges Aussehen angenommen hat, ja der fünfstrahlige Bau hat fast einer zweiseitigen Symmetrie Platz gemacht und es ist zur Ausbildung einer breiten Kriechsohle gekommen. Infolgedessen sind auch nur noch die drei auf dieser Sohle gelegenen Reihen Ambulakralfüßchen ausgebildet und mit Haftscheiben versehen, während die Wasserfüßchen der Oberseite zu spitzen zu laufenden, fächerartigen Gebilden umgewandelt sind. Dann reicht aber auch der Steinkanal nicht mehr bis nach außen, sondern mündet frei in der Leibeshöhle. Bei den Schlangensterne und Haarsterne haben diese Um- und Umbildungen noch erhebliche weitere Fortschritte gemacht. Infolge der größeren Beweglichkeit der dünnen Arme ohnehin schon zur geschickten Fortbewegung befähigt, sind bei ihnen sogar sämtliche Füßchen zu ampullenlosen Tastern umgebildet.

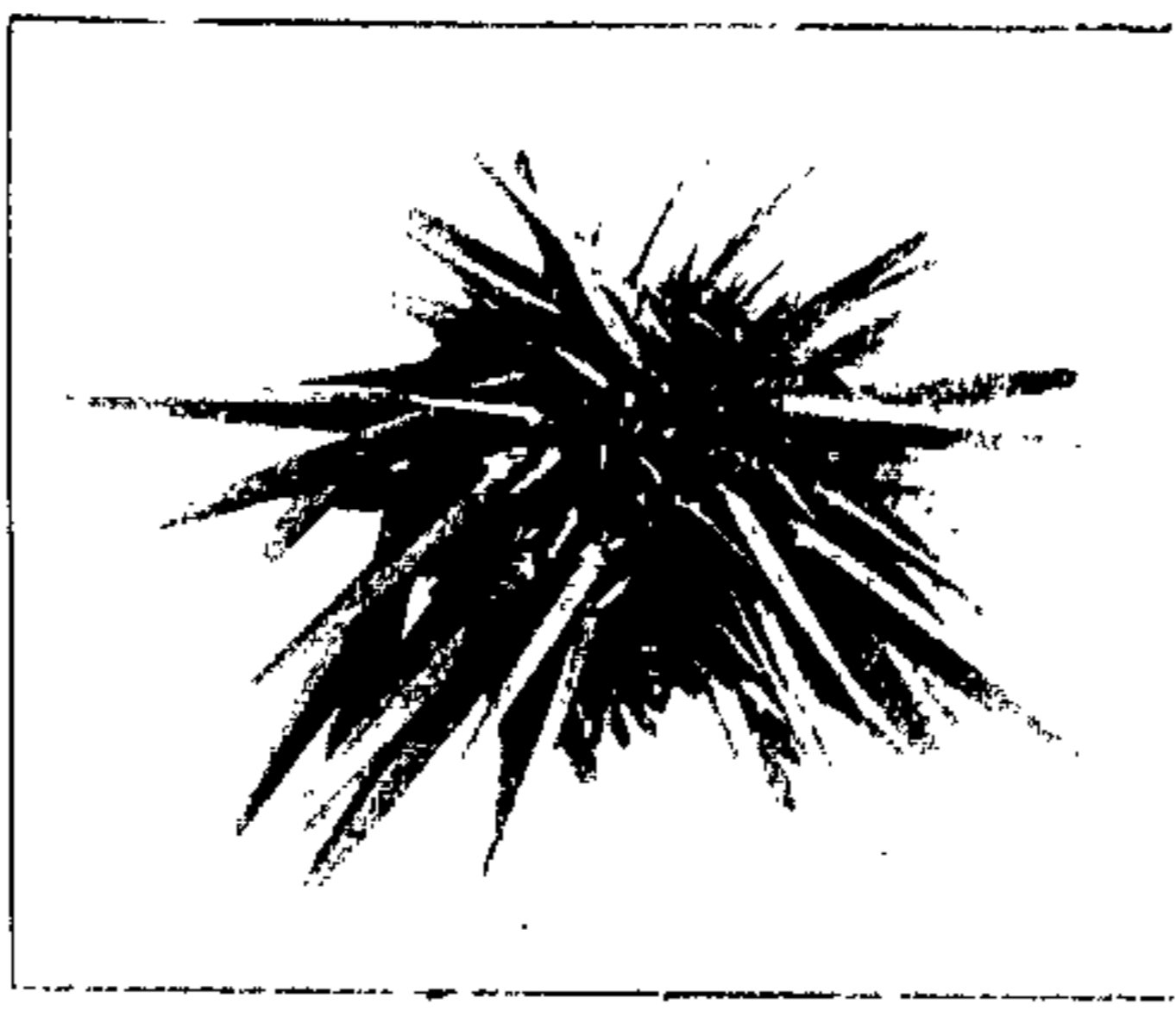
Auch die anderen Organsysteme zeigen — mit entsprechenden Abweichungen — eine gleiche Übereinstimmung im Bau, so daß es zum Verständnis genügt, wenn wir bei der Besprechung uns nur an die Verhältnisse wie sie bei den Seeestern vorliegen, halten. Der Ausgestaltung und dem Verlaufe der Fortbewegungsorgane folgen die übrigen wichtigeren Organsysteme in Bau und Anlage. So besteht das Blutgefäßsystem aus einem der Mund umgebenden Blutgefäßring, von welchem fünf große Seitenadern in die fünf Arme ausstrahlen, und ebenfalls setzt sich das Nervensystem aus einem Nerverring und fünf radiären Nervenstäben zusammen.

Verhältnismäßig einfach ist auch der Bau der Verdauungsorgane. Von der dem Boden zugekehrten Mundöffnung steigt der sackförmige Magendarm zum Rücken empor, um dort entweder auszumünden oder blind geschlossen zu endigen. Wenn eine besondere Aftöffnung fehlt, muß der Mund gleichzeitig zur Entleerung der unverdaulichen Speisereste dienen. Von dem Enddarme aus ziehen bei den Seeestern in die einzelnen Arme reich verästelte, in der Regel

paarige Blindsäcke, die man gemeinhin als Leberschläuche bezeichnet.

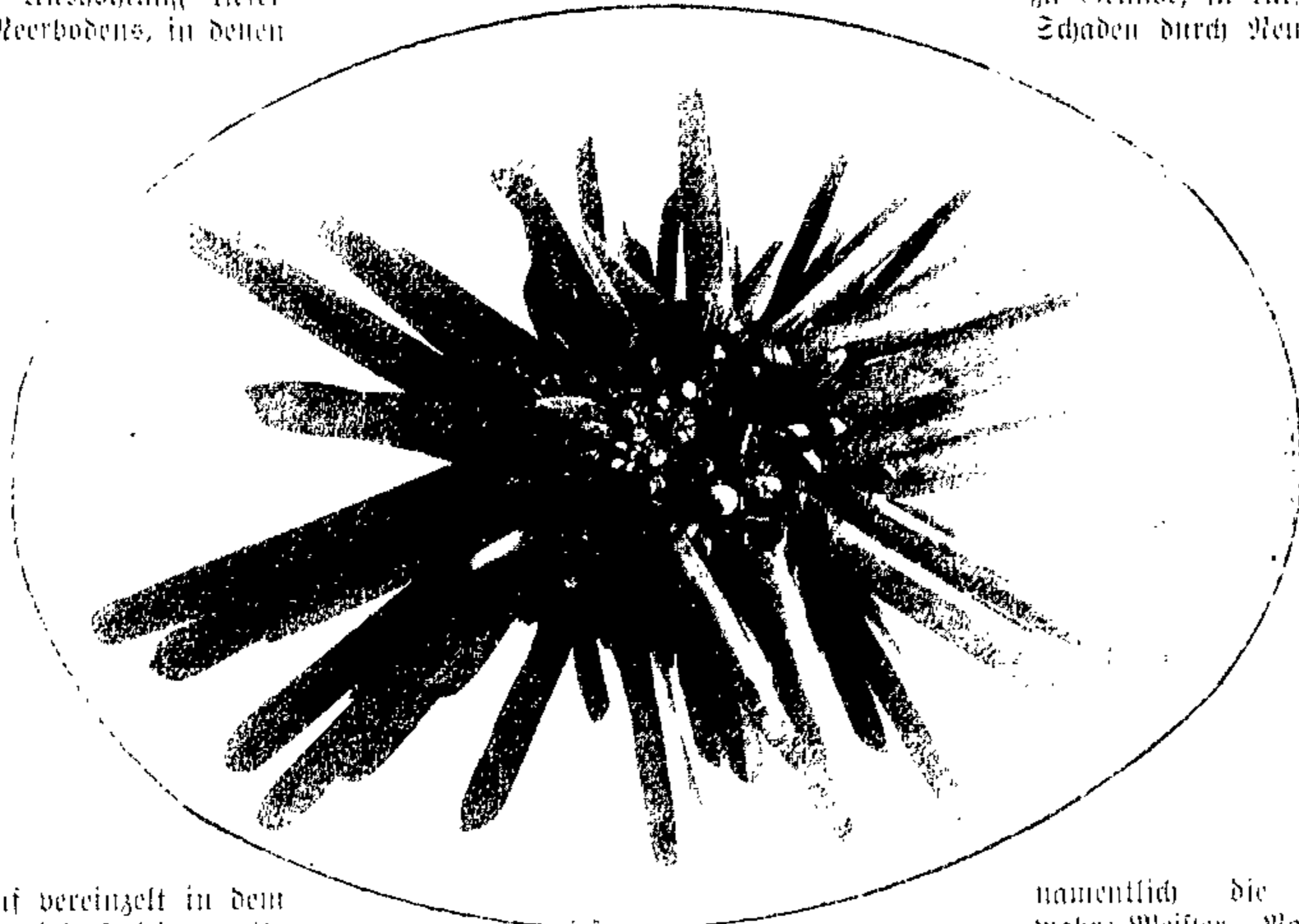
Die Nahrung der Seesterne besteht vorzugsweise aus Schnecken und Muscheln. Einige Arten werden durch ihre Einsätze in die Muscheln sehr schädlich. Mit Hilfe der Saugfüßchen heftet sich der Räuber auf der Muschelchale fest, die wohl anfangs ihre Schale energisch geschlossen hält, unter dem unermüdbaren Zuge und wahrscheinlich auch noch unter dem lähmenden Einflusse eines von den Magendrüssen des Stachelhäuters ausgeschiedenen betäubenden Saftes, endlich jedoch den Widerstand aufgibt. Jetzt dringt der rüsselartig vorgestülpte Magen des Seesterns zwischen die klaffenden Schalen und langsam wird der lebende Inhalt eingesaugt. Nicht unerwähnt darf der sehr komplizierte, aus zahlreichen unauflöslich miteinander verbundenen Stäckchen bestehende Stäckapparat, die sogenannte „Laternen des Aristoteles“, bleiben, mit dem die Mundöffnung zahlreicher Seeigel bewehrt ist. Aber trotz dieses Gebisses und trotz des furchterregenden Stachelkleides sind die Seeigel harmlose träge Geschöpfe, die sich hauptsächlich von Tang und kleinen Weichtieren nähren. Bei den Steinseeigeln dient der Stäckapparat im Nebenamt zur Aushöhlung tiefer Löcher im Felsgestein des Meeresbodens, in denen die Tiere wohl verborgen liegen. An manchen Stellen der Mittelmeerküste kann man sie in ungeheuren Scharen in unmittelbarer Nähe des Strandes in ihren Felshöhlen liegen sehen.

Ganz kurz wenigstens müssen wir noch auf die charakteristischste Eigenschaft der Stachelhäuter eingehen, nach welcher der ganzen Klasse der Name erteilt wurde: auf den eigentümlichen Hautpanzer. Der Bildungs-herd für die einzelnen kalkigen Stäckteile liegt vorzugsweise in dem Bindegewebe der Unterhaut. Nur bei den Seeigeln beschränkt sich das Skelett, wie wir hörten, auf vereinzelt in dem Hautmuskelschlauch gelegene vielgestaltige Stäckplatten, bei den übrigen Klassen kommt es zur Ausbildung eines mehr oder weniger vollständigen Panzers, der seine höchste Entwicklung bei den Seeigeln erreicht. Wenn man einen Seeigel mittels eines Säureprozesses seiner



Seeigel (Neu-Guinea).

Weichteile beraubt, erhält man eine geöffnerte umfangreiche feste Stäckkapsel, in deren Innern im Leben alle wichtigen Organe verborgen liegen. Die Stäckel setzt sich aus zwanzig nebeneinander geordneten, durch feste Nadeln verbundenen Stäckplatten zusammen, die eine sehr zierliche Ornamentierung besitzen. Je fünf Paar



Seeigel (Marshall-Inseln).

der Platten zeigen eine siebartige Durchbrechung zum Heraustritt der Wasserfüßchen, die anderen besitzen keine Poren. In regelmäßiger Anordnung ist die ganze Kapsel von warzenartigen Erhebungen bedeckt, von denen die größeren verkalkte Stacheln tragen, welche durch Muskeln bewegt werden können und sowohl zur Abwehr feindlicher Angriffe, wie als Stützen bei der Fortbewegung dienen. Bei manchen Arten (vergl. Abbildung) können die einzelnen Stacheln eine recht erhebliche Länge und Dicke annehmen.

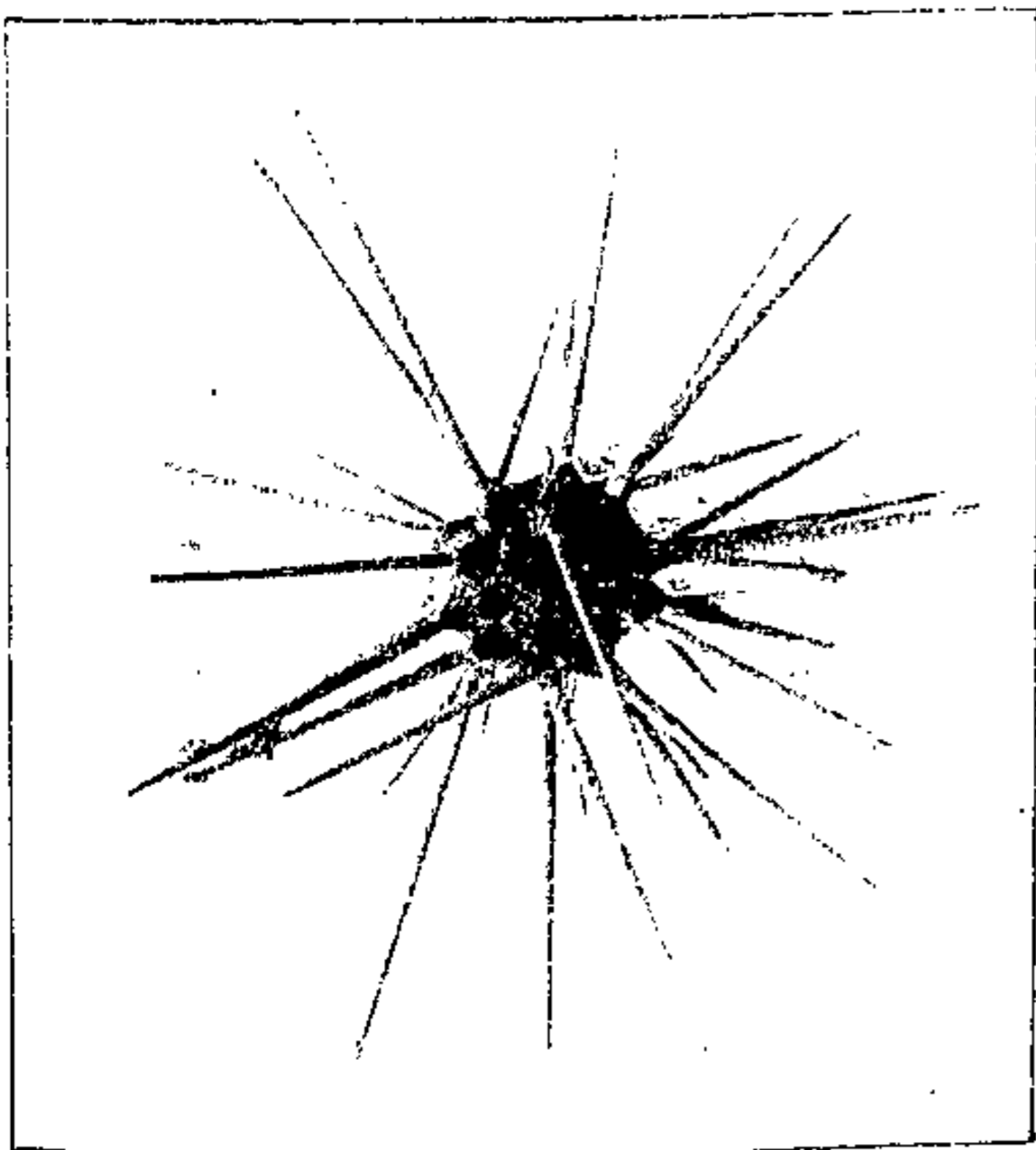
Sehr interessant ist schließlich auch noch die Fortpflanzung der Echinodermen. Wenn man einen Seestern ausschneidet, findet man in den Winkeln zwischen den einzelnen Armen lange traubige Gebilde, die Keimdrüsen. Zur Zeit der Geschlechtsreife entleeren die meisten Arten ihre Eier und die männlichen Samen-fäden einfach in das Meerwasser. Hier findet dann die Befruchtung und Entwicklung statt. Aus den Eiern entsteht zuerst eine kleine zarte Larve von gallertartiger, durchsichtiger Beschaffenheit, die sich auch durch ihre streng symmetrische Gestalt von dem ausgebildeten Echinoderm unterscheidet und erst nach mehrfacher Gestaltsveränderung in die Form des gänzlich ausgewachsenen Tieres übergeht.

Während die meisten Stachelhäuter sehr flüchtige Eltern sind, die sich nach der Eiablage nicht weiter um das Schicksal der jungen Brut kümmern, findet man selbst unter diesen trügen Geschöpfen einige Arten, bei denen eine echte Brutpflege ausgebildet ist, die ihre heranwachsenden Larven lange Zeit mit sich herumtragen und beschirmen. Manche Seeigel bewahren ihre Jungen unter den zusammengebogenen Stacheln. Bei vielen Schlangenseesternen durchlaufen die Eier in dünnwandigen Säcken, den Vorkäse, einen großen Teil ihrer Entwicklung, einige Seesterne bilden durch Aufwärtskrümmen der Arme eine Bruttaiche und endlich bei zahlreichen Solothurien entwickeln sich die Jungen entweder in der Leibeshöhle oder unter besonders dazu ausgebildeten Stäckplatten der Rückenplatte.

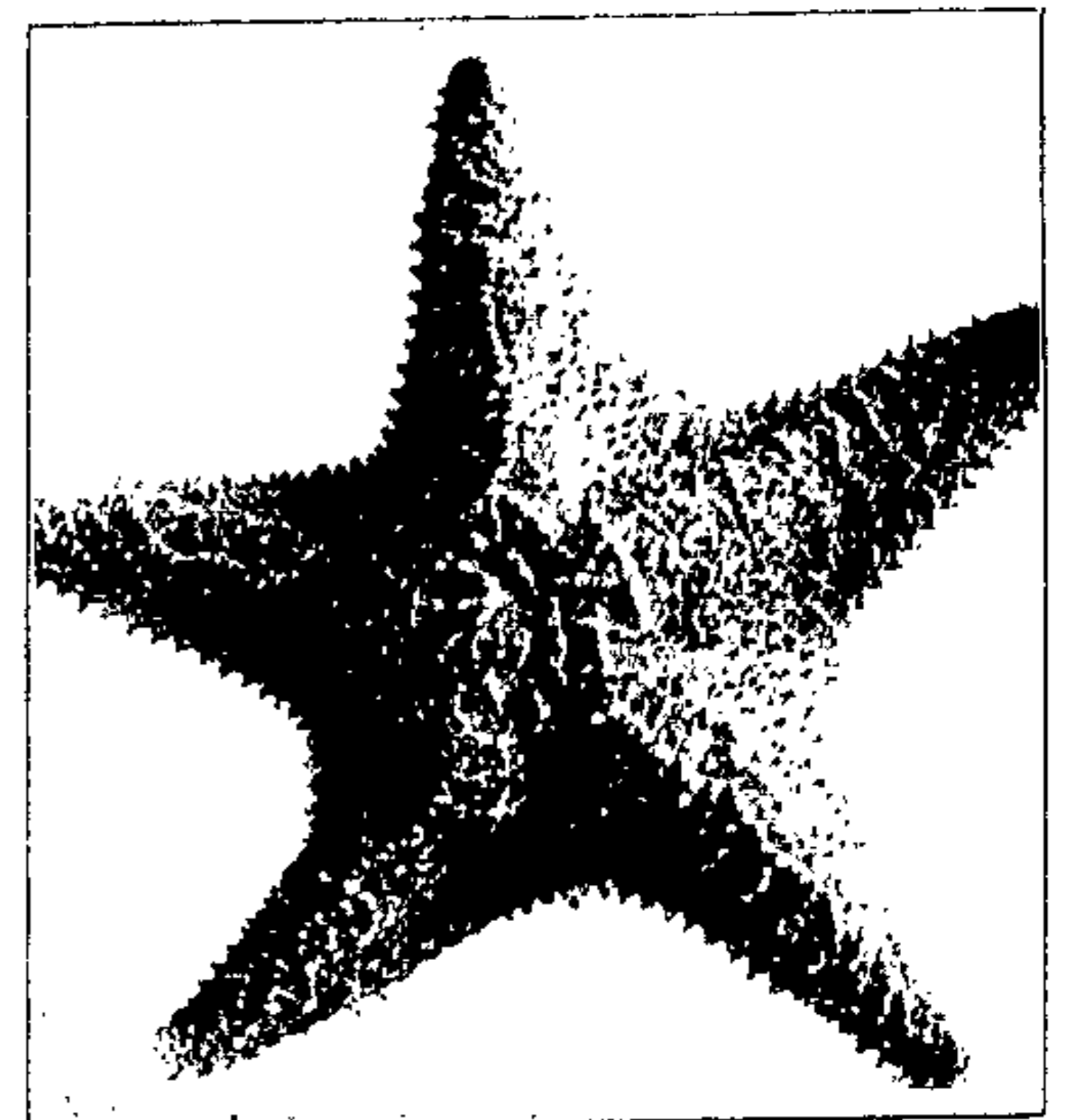
Von der Lebensweise der Echinodermen bleibt uns nicht mehr viel zu erzählen. Man findet sie nur als Bewohner der Meere, wo sie in ungeheuren Scharen leben, aus dem Süßwasser ist keine einzige Art bekannt. Sehr bemerkenswert ist ihre große Unempfindlichkeit gegen Verletzungen. Man kann einen Seestern ruhig in mehrere Stücke zerschneiden, er geht daran nicht zu Grunde, in kurzer Zeit wird vielmehr der Schaden durch Neubildung des abgetrennten

Körperteils wieder ergänzt. Infolgedessen vermögen sich die Seesterne trotz, auch noch, außer auf dem geschlechtlichen Wege, ungeschlechtlich durch Teilung fortzupflanzen und ein abgebrochener Arm vermag sich zu einem ganzen Tiere zu entwickeln. Säuugig genug kann man auch beobachten, wie ein Stern einen Arm freiwillig abschneidet, um sich dadurch von irgendeinem lästigen Parasiten, z. B. einem Saugwurm, der in dem betreffenden Arm seinen Wohnsitz angeschlagen hat, zu befreien. Ueberhaupt ist Selbstverstümmelung bei diesen Tieren weit verbreitet,

namentlich die Seeurken sind darin wahre Meister. Von einigen Arten ist es überhaupt schwer, unverletzte Individuen zu erhalten, da die Tiere beim Ergreifen sofort ihren Darm und andere lebenswichtige Organe ausspeien. Doch selbst diese furchtbaren Verstümmelungen führen nicht zum Tode und nach einiger Zeit bilden sich die verlorenen Teile wieder neu.



Seeigel (Mittelmeer).



Gemeiner Seestern.

Deutschlands Wälder.

Von Hermann Krafft.

Zur Zeit ist vom Deutschen Reiche ein Viertel des gesamten Landes mit Wald bedeckt, der sich aus sommergrünen Laubhölzern und einigen vorwiegend dem subarktischen Waldgürtel angehörigen immergrünen Nadelhölzern zusammensetzt. Die Zahl der für die Holzzucht in Betracht kommenden heimischen Laubholzarten beträgt 37, die der Nadelhölzer nur 7. Ist die Zahl der Nadelholzarten auch nur gering, so sind dennoch die Nadelholzwaldungen umfangreicher als die Laubwälder. Etwa zwei Drittel der gesamten Waldfläche Deutschlands wird von Nadelholz eingenommen. Unter den Nadelhölzern ist es die Kiefer, welche rund zwei Drittel der Nadelholzwaldungen für sich in Anspruch nimmt. Nicht ganz ein Drittel fällt auf die Fichte und nur ein ganz unwesentlicher Bruchteil bleibt für Edeltanne, Lärche und andere Nadelhölzer. Im Laubwalde beansprucht die Eiche etwas mehr als ein Viertel der mit Laubholz bestandenen Fläche für sich. Ein größerer Prozentsatz der Bodenfläche entfällt zwar auf die Buche, aber zu den Buchen sind auch die meisten anderen sogenannten harten Laubhölzer gezählt; somit fehlt eine genaue Uebersicht für die Buche selbst.

Als die hauptsächlichsten Waldbäume haben wir demnach zu betrachten: die Kiefer oder Nöhre (*Pinus sylvestris*), Fichte oder Nottanne (*Picea excelsa*), Weiß- oder Edeltanne (*Abies pectinata*), Rotbuche (*Fagus sylvatica*), Trauben-, Stein- oder Winterliche (*Quercus sessiliflora* oder *Quercus robur*) und Stiel- oder Sommerliche (*Quercus pedunculata*).

Die sechs Haupthölzer nehmen oft recht ausgedehnte Strecken in jeder einzelnen Art für sich in Anspruch. Die Bewirtschaftung solcher reinen Bestände muß ersichtlicherweise große Vorzüge für sich haben. Aufforstung, Pflege und Bearbeitung des reinen Waldbestandes werden vereinfacht und dadurch billiger; der Reinertrag aus dieser Waldnutzung muß somit ein größerer sein als bei Waldungen mit gemischten Beständen. Allein es hat der Reine Bestand auch mancherlei Nachteil gegenüber dem Mischwald aufzuweisen. Das Wort von der „stark machenden Einigkeit“ scheint im reinen Waldbestand keine Geltung zu besitzen, denn nirgends ist eine Holzart mehr den Gefahren ausgesetzt als dort, wo sie sich mit ihresgleichen zum reinen Waldbestande vereinen ließ. Die Widerstandskraft erlahmt hier statt zu wachsen und die Bodenausnutzung wie auch die Nährstofferneuerung findet im reinen Waldbestand viel weniger vorteilhaft statt als im gemischten Wald. Mit Recht weist Professor Hansrath darauf hin, daß mit der Begünstigung der Nadelhölzer in reinen Beständen der Forstwirtschaft auf die Dauer kein guter Dienst geleistet ist und daß man zu weit gegangen ist, wo man die Fichte auf Böden und in Klimate gebracht hat, die den Pflanzen in der Jugend zwar ein rasches Wachstum sicherten, aber weder wertvolle Stämme ergaben, noch ein hohes Alter ermöglichen, sondern die Bäume vorzeitig der Rotfäule anheimfallen ließen, einer durch Pilze hervorgerufenen Krankheit, die auch das Holz zerstört, so daß es höchstens noch als geringwertiges Brennholz verwendet werden kann. Aber auch sonst blieben Rückschläge nicht aus. Die ausgedehnten reinen gleichaltrigen Nadelholzbestände unterlagen Beschädigungen durch Schnee, Wind, Insekten und andere Ursachen, wie sie der frühere ungleichaltrige Laubholzwald und der gemischte Wald nie gekannt haben, durch die aber der aus der Umwandlung erhoffte Gewinn vielfach in sein Gegenteil verwandelt wurde. So warf ein Sturm am 29. März

1892 in den Vogesen 430 000 Kubikmeter Holz hin, die Stämme wurden dadurch im Werte wesentlich gemindert. Mit der Ausdehnung der Stahlhiebe und der reinen Kiefernwälder wuchsen proportional die Beschädigungen durch den Engerling, der gar manche Kultur zwei- und mehrmal zerstörte. In den Kiefernstangenwäldern bei Rürnberg vernichtete die Raupe eines Spanners 1892—96 12 000 Hektar; in den Altholzbeständen dieses Baumes tritt von Zeit zu Zeit die Raupe eines anderen Schmetterlings, des Kiefernspinners, in solchen Mengen auf, daß erhebliche Geldmittel aufgewendet werden müssen, um die Bäume durch Anlegen von Teerringen zu schützen. Der Ausfall, welchen das Auftreten des Kiefernbaumschwammes in den preussischen Staatsforsten verursacht, wird von Möller auf mehr als 1 Million Mark jährlich veranschlagt; ein anderer Pilz ruft eine Erkrankung an jungen Kiefern hervor, die schon große Kulturen vernichtet oder doch zu längerem Kränkeln gebracht hat. Der Vorkenkäfer ließ 1872—76 in Bayern und Böhmen 5 000 000 Kubikmeter Fichtenholz absterben und die Nonne suchte 1889—92 die Fichtenwaldungen der schwäbisch-bayerischen Hochebene in solchen Massen heim, daß mehr als 6000 Hektar abge schlagen werden mußten.

Diese wenigen Beispiele veranschaulichen die dem reinen Walde drohenden Gefahren. Weder der Windbruch, noch die Insekten- und Pilzgefahren sind im gemischten Waldbestand annähernd so erheblich. Hinsichtlich der Bodenausnutzung mag der Waldboden mit einem Aker verglichen werden, der Jahr aus Jahr ein die gleiche Frucht trägt. Ein solcher Aker beansprucht ganz bedeutende Zufuhren von Düngstoffen, wenn er ertragsfähig bleiben soll. Bei Wechselwirtschaft — wenn von Zeit zu Zeit andere Frucht angebaut wird — wird der Boden vielseitiger ausgenutzt, da jede Pflanzenart dem Boden andere Nährstoffe entnimmt. Aus all diesen Umständen heraus erklärt es sich, daß neuerdings die Forstleute besser auf den Mischwald zu sprechen sind, als vor Jahrzehnten. Ohne Zweifel wird in der Zukunft der Mischwald auch eine größere Begünstigung erfahren als seither, und aus späteren Statistiken wird sich ergeben, daß der Mischwald den reinen Beständen mehr und mehr Bodenfläche abgewinnt. Eine solche Umwandlung wird natürlich Jahrzehnte beanspruchen, allein die Anzeichen für ihr Kommen sind untrüglich, obgleich auch jetzt noch überall große Strecken reiner Bestände neu aufgeforstet werden. Dem Naturfreunde wird solche Begünstigung des Mischwaldes hochwillkommen sein, bietet doch der reine Bestand viel weniger Gelegenheit und Abwechslung zum Naturgenuß und Naturbeobachten als der Mischwald.

Der Unterschied zwischen dem Mischwald und dem reinen Wald wird aus dem eben Gesagten zur Erkennung gezeichnet sein. Was soll aber unter Hochwald, Niederwald, Mittelwald und ähnlichen forsttechnischen Bezeichnungen verstanden werden, denen wir so häufig in Mitteilungen, welche den Wald angehen, begegnen?

Der Hochwald oder der Wald aus Kernwuchs ist ein Bestand von nur solchen Bäumen, die durch Aussaat herangezogen worden sind. Im Hochwald wird das Lebensalter der Bäume also immer das gleiche sein und alle Bäume werden ein ziemlich gleichmäßiges Aussehen zeigen. Niederwald ist da entstanden, wo der Nachwuchs durch Stockauschlag heranzwächst. Die Hölzer sind aus den stehengebliebenen Wurzelstöcken entsprossen.

Wo Aufforstung durch Sämlingspflanzen und durch Stockauschlag zusammen den Wald bilden, da reden wir von einem Mittelwalde.

Natürlich fehlt es, namentlich bei kleinerer Waldbewirtschaftung, niemals an Uebergängen und es hält oft schwer, den eigentlichen Charakter

des Waldes zu bestimmen. So kann der Mittelwald mit der Zeit dem Hochwald gleich werden, dann nämlich, wenn das Unterholz (Stockauschlag) das ältere Oberholz (Sämlingsanzucht) in der Höhe eingeholt hat; nur die Stärke der Stämme kennzeichnet noch den Unterschied. Der Hochwald kann aus allen Holzarten bestehen, da diese sämtlich durch Aussaat vermehrt werden können. Der Stockauschlag ist hingegen nur bei Laubhölzern möglich; abgeschlagene Nadelhölzer treiben aus den Wurzelstümpfen nicht wieder aus. Somit kann der Niederwald nur aus Laubholz bestehen. Den Mittelwald können Nadelholz und Laubholz gemeinschaftlich bilden, wobei das erstere naturgemäß das Oberholz abgeben muß. Solcher Art Mittelwälder sind jedoch nicht häufig; zumeist wird der Mittelwald nur von Laubholz besetzt. Die größte, erzielungsreichste Abwechslung muß der Mittelwald bieten, einmal wegen des großen Unterschiedes beim Alter der Hölzer und dann weil im Mittelwalde die verschiedensten Hölzer gemeinsam gepflegt werden können. Der Niederwald kann nie so reichhaltig sein wie der Mittelwald. Da die in der Zahl überwiegenden Nadelhölzer lediglich Hochwald bilden können, so wird es erklärlich, daß die meisten unserer Wälder Hochwälder sind. Der Mittelwald macht nur ein Zwanzigstel aller Waldungen aus und nur wenn umfangreicher ist das Gebiet des Niederwaldes; es verbleiben für den Hochwald fast neun Zehntel der gesamten Waldfläche.

Einige andere Waldformen haben ihren Namen aus der Art ihrer Bewirtschaftung erhalten, so heißt man Hackwald den in folgender Weise entstandenen Wald: Eine bestimmte Waldfläche wird kahlgeschlagen; das gute, brauchbare Nutzholz wird abgefahren, während viel minderwertiges Holz auf dem Boden liegen bleibt. In dieses genügend dünn geworden, so wird es im Brand gesetzt und darauf wird die Asche mittel der Hacke mit dem Boden vermischt. Jetzt wird zwei Jahre lang Feldfrucht angebaut, etwa Sommerroggen im ersten und Buchweizen im zweiten Jahre. Im dritten Jahre hat sich der Stockauschlag schon wieder so breit gemacht, daß der Anbau von Feldfrucht nicht mehr dienlich erscheint. Man benutzt den Schlag nun höchstens noch als Weide, wobei jedoch die jungen Stockaustriebe viel unter dem Verbiß des Viehes zu leiden haben, bis endlich der Wald doch wieder Ueberhand gewinnt. Das ist dann der Hackwald für den noch ähnliche Bezeichnungen — Ueberschreibungen für Hacken — üblich sind.

Der Fehelwald, auch Kletterwald genannt, verdankt seinen Namen der ältesten forstlichen Betriebsart, dem Feheln. Man deckte seinen Bedarf gerade da, wo es am bequemsten erschien. Für den Nachwuchs ließ man die Natur selber sorgen. So stehen im Fehelwald alle Altersklassen von Bäumen beisammen. Der sogenannte geregelte Fehelbetrieb beruht darauf, daß die vorhandene Waldfläche in eine bestimmte Anzahl Schläge eingeteilt wird, wovon jedes Jahr nur einer in Benutzung kommt. Es wird meistens nur so viel Holz gewonnen als nachwächst oder aber es wird künstlich nachgeholt.

Der Fehelschlagwald ist ein Wald, in dem die Benutzung derart eingerichtet wird, daß der natürliche Nachwuchs ziemlich gleichaltrig ist und nur dadurch unterscheidet er sich von dem Fehelwald. Schirmschlag und Dunkelchlag sind lediglich andere Bezeichnungen für den Fehelschlagbetrieb. Als Ueberhälter werden einzelne Bäume bezeichnet, die beim ersten Schlag verschont wurden, und erst dann geschlagen werden sollen wenn der Nachwuchs schlagreif geworden ist. Auf diese Weise wird in den Ueberhältern außergewöhnlich dickes und festes Holz gewonnen. Eiche und Kiefer werden häufig als derartige Ueberhälter beobachtet, aber meistens nur an Stellen, wo sie jederzeit geschlagen werden können.

(Schluß folgt.)

Kabale und Liebe.

Skizze von Ludwig Thoma.

(Schluß)

Die rauhen Worte des Musikus Miller gestielten und stärkten das bürgerliche Selbstbewußtsein, und als dann hinterher der Präsident Walter mit seiner lästerlichen Hochachtung aufkam, ging ein Wurren von der ersten Reihe bis zur Saallire.

„Bürgerkanaille“, sagte er. Der Hutmacher Zehetmaier lachte grimmig auf, und die braven Burken vom „Altwater Zahn“ reflektierten sich.

„Daß er der Bürgerkanaille den Hof macht, an demwegen Empfindungen vorplaudert, das sind Sachen, die ich verzeihlich finde; spiegelte er der Märrin solide Absichten vor, noch besser.“

Stand es so? Müßten ehrbare Bürgerkinder zum Vergnügen herhalten? Alle ergrimmt; am meisten Anton. Er konnte so einen, der Platterien vorsagte und Geschmacl an schönen Mädchen zeigte.

Die Entrüstung im Saal legte sich, als man im Hofmarschall Malb einen waschechten Junker und dumme Vorurteile verlachen konnte, und die erste Unterredung Ferdinands mit seinem Papa zeigte, daß es auch in diesem eingebildeten Stande ordentliche Leute gibt.

„Ungürle Dich mit dem ganzen Stolz Deines Englands — ich verwerfe Dich — ein deutscher Jüngling!“

Das gab ein Bravo beim „Altwater Zahn“ und ein Patschen in harte Hände, daß der Vorhang wieder und wieder in die Höhe gehen mußte. „Wie sind Sie zufrieden?“ fragte der Lehrer Furtner. „Ich wiederhole, was ich schon immer sagte,“ antwortete Oberamtsrichter Trollmann, „es ist ein Fehlgriff der Direktion. Dieses Stück ist für ein ganz anderes Publikum geschrieben und erweckt hier nur gewisse Zustände.“

„Aber als klassisches Stück?“

„Klassisch hin, klassisch her. Ich sage, es ist nicht für Dürnbuch. Diese Leute betrachten es nicht historisch, sondern ziehen die Ereignisse in die Gegenwart.“

Saben Sie das einfältige Lachen bemerkt, als der Hofmarschall auftrat?“ Furtner nickte zustimmend und nahm sich vor, von diesen Gesichtspunkten einiges für seine Kritik zu verwenden. Der zweite Akt begann, und Frau Weindl nahm im geklumpten Schlafrock reizende

Stellungen ein und zeigte den Dürnbuchern, wie sich die schönen Weiber haben, welche unsere Märristen auf Abwege bringen, und deren Lammern wir Untertanen bezahlen müssen. Freilich, diese Lady war gutberzig und wollte die Edelsteine nicht annehmen, welche mit dem Glücke von hunderttausend Landeskindern bezahlt waren.

Niemand kann eine dukatengepöckelte Börse vornehmer in den Hut eines Kammerdieners werfen, als es Frau Weindl tat, aber ihre Freigebigkeit machte keine Wirkung. Ein lautes Bravo, ein Bravo aus tiefem, gepreßten Herzen erklang, wie der Kammerdiener die große Summe mit Verachtung zurückwies. Die

Erbittenswitwe Karoline Trecker war es, und als man sich nach ihr umdrehte, nickte sie kräftig mit dem Kopfe, um zu zeigen, daß sie auf ihrem Pelsfall bestehen bleibe, und einen Mann achte, der von liederlichen Frauenzimmern nichts haben wolle. Sie kannte ja auch diese Sorte, und sie mußte nur bitter lachen, als Frau Weindl den

Reich des Landes nicht mehr in den Haaren tragen und den Erlös ihres Schmuckes unter die Armen verteilen wollte. Schwindel!

Aus dem prächtigen Salon der fürstlichen Geliebten ging es wieder zum Musikus Miller, und die Dürnbucher hielten den Atem an, als ein finsternes Schicksal über die braven Leute kam.

Der Lohgerber Weiß wischte sich die Schweißtropfen von der Stirne, wie nun der

Vorhang über die Szene der frechsten Unterdrückung gefallen war, und alle anderen schwiegen erschüttert.

Nur der Apothekerprovisor mußte zeigen, daß er Spiel und Wirklichkeit nicht verwechsle; er stand auf und ging zu Jungfer Babette hin und brachte sie dazu, auch ihrerseits über das trauervolle Auditorium ein höchst frivolcs Lachen anzubringen.

Anton sah es und nahm einen fressenden Bohn in den dritten Akt hinein, der wahrhaftig nicht dazu angetan war, einen ehrlichen Burschen abzuschleifen. Was gab es für schmerzverzerrte Gesichter! Wie schloß sich jeder in seinem Glücke bedroht, wenn solche Dinge in der Welt geschehen konnten und sich alles gegen treue Liebe verschwor! Auch harte Männer, welche ihre stürmischen Gefühle längst in die Ehe gebettet hatten, mußten weinen, als Luise den verhängnisvollen Brief schrieb, den der schustliche Sekretär diktierte. Der Lohgerber Weiß war völlig gebrochen und preßte die riesigen Hände ineinander und ließ sein Wasser hüßlos rinnen, und wie die Seelqual auf der Bühne immer ärger wurde, hielt er keinen Zeufzer mehr an und arbeitete so furchtbar von innen heraus, daß es eine schauerliche Begleitung zu Luises Vernichtung bildete.

Mit wichtigen Schritten eilte die Tragödie vorwärts. Niemand hörte mit so schmerzenden Ohren das Dröhnen des Schicksals wie Anton, der immer mehr in Ferdinand von Walter sein Ebenbild sah, und der ganz in der Lage und in den Umständen war, mitzukirschen gegen den Verrat an seiner Liebe. „Wube! Wenn sie nicht rein mehr ist! Wube! Wenn Du genossenst, wo ich anbetete! Ich wußte, wo ich einen Gott mich schloß! Dir wäre besser, Wube, Du schloßest der Hölle zu, als daß Dir mein Bohn im Himmel begegnete! Wie weit kamst Du mit dem Mädchen? Welchen?“

Da, Du geschiedener Hofmarschall, oder nein, Du pomadifirter und bisanduitiger Apothekerprovisor, jetzt geladene Pistolen und ein Schnupftuch zwischen Dir und Anton, und Du sollstest Deinem Gott danken, Wenne, daß Du zum erstenmal etwas in Deinen Hirnlasten freigestest!

Nächst Du die brennenden Blicke, Babette Warmbüchler, welche aus dem dunkeln Parterre hervor nach Dir schiessen und weißt Du, was Du aus dem dort gemacht hast? Sie mußte es nicht und sie dachte an nichts dergleichen, sondern hing während der zermalnenden Geschehnisse ihre Gedanken an einen blauweidenen Gürtel, welchen ihr Herr Elfinger heute geküßelt hatte. Die anderen Mädchen im Saale stellten sich mit Luise vor Lady Willford hin und sagten ihr so gründlich die Meinung, wie sie ein anständiges Bürgerkind einem solchen Frauenzimmer sagen muß, wenn es um den Liebsten geht, aber Babette Warmbüchler dachte an einen blauweidenen Gürtel, und als der Vorhang fiel und es wieder hell im Saale wurde, rümpfte sie verächtlich die Nase über die weinenden Menschen und lachte zu Herrn Elfinger hinüber.

Verloren, ja! Unglückselige, Du bist es.

Und der Kammer bräutete sich im Kammerbräutale und alkompagnierte den Musikus Miller, als er seiner Tochter die Schrecken des Selbstmordes malte, und hundert Herzen drängte es, dem rasenden Major die Wahrheit zu sagen über diesen unglückseligen Brief, und hundert Herzen balen Luise, doch endlich den aufgedrungenen Eid zu brechen. Doch sie schwieg. Und dann ging ein tiefer und langer Zeufzer durch den Saal. Luise war tot. Geworben an der vergifteten Limonade.

Zu spät, daß Ferdinand seinem Vater Klische ins Antlitz schrie, zu spät, wie immer, daß die Polizei eingriff und den schurkischen Präsidenten und den noch gemeineren Sekretär Warm verhaftete. Der Vorhang fiel.

Die Dürnbucher standen auf und verließen den Saal; jedoch der Lohgerber Weiß blieb noch sitzen in Vernichtung und rang nach Luft und verwischte mit seinem blankarrierten Schnupftuch alle Spuren seines Seelentampfes und ging als der Letzte hinaus. Die Hühner eilten durch den dunkeln Hausgang auf den Stadtplatz, wo sie aufatmend inne wurden, daß noch alles am rechten Platz stände, die Seimatstadt, ihre Wohlthätigkeit und ihr Familienglück. Niemand bemerkte den Schlossergesellen Anton, der aus einer dunkeln Ecke das Tor überwachte und sah, wie der Apothekerprovisor der Jungfer Babette folgte und in eine Nebengasse bog.

Er schloß ihnen nach. Indessen schritt Furtner neben Trollmann und sagte, daß ihn die Dichtung doch in einem gewissen Sinne gehalten habe. „Das schon,“ erwiderte Trollmann, „und ich verleihe durchaus nicht die Vorzüge dieses Wertes, aber die Leute sind nicht gebildet genug, um Wahrheit und Dichtung auseinanderzuhalten. Es sind doch sehr starke Mängelheiten darin.“

„Sie meinen den Hofmarschall Malb?“

„Ach meine überhaupt die Prinzipien, und die Rolle, welche man den Herzog spielen läßt.“

„Aber vielleicht waren die Zustände früher weniger geordnet?“

„Früher! Das ist es eben. Ich sehe den historischen Hintergrund, Sie sehen ihn auch. Aber die anderen werden aufgegeben.“

„Ja, ja,“ sagte Furtner, „in dieser Beziehung muß ich Ihnen recht geben.“

„Montstage, wo obnehin jede Autorität“

Trollmann iperte seine Haustüre auf.

„Wo obnehin jede Autorität . . . also gute Nacht, Herr Lehrer!“

„Gute Nacht, Herr Oberamtsrichter!“

Furtner ging tiefstimmig heim und überlegte, wie viele Redenten in der Einleitung zu verwenden waren.

Und indessen geschah etwas am Gartenzaune bei Warmbüchler, was die Verärchtungen Trollmanns bestätigte.

Elfinger hatte Abschied von Babette genommen und schritt so leichtfüßig heim, wie nur ein Jüngling schreiten kann, dem sein Mädchen unter Mühen das Unerlaubte versprochen hat.

Er blühte und hielt die Karte siegesgewiß zum Sternenhimmel empor und forderte den Mond auf, noch auf einen so verfluchten Mehl zu scheitern, wenn er es fertig bringe.

Da löste ein Salt.

Anton sprang vor und sagte den Provisor an der Kavalierefraxatte und legte seine Finger um den Adamsapfel. Wie sie zittert, die Wenne!

Wie weit kamst Du mit dem Mädchen?

Und eine harte Schlosserfaust schlug drauflos und rümpfte eine Menge Schönheiten und ranfte zierliche Loden aus und brachte Vaden zähne in Unordnung.

„An meine Wunde soll mir das Ungeziefer nicht kriechen, oder ich will es so, und so, und wieder so durcheinanderquetschen.“ Und in die Haselnußständen hineinschmeißen, daß es aus einem Provisor und Ebenbild Gottes zu einer blau und grün überlaufenen Kammergestalt wird.

Und so war es klar, daß Friedrich v. Schiller für das gegenwärtige Dürnbuch zu leidenschaftlich wirkte.

Chinesisches Geld. Das Chaos von Gegenständen, das man im „Meiche der Mitte“ beobachtet, herrscht auch auf dem Gebiete des Münzwesens. So ist der einzige Repräsentant des Kurantgeldes in China das Käschen. Dieses Geldstück, das seit Jahrtausenden kursiert, ist ein Kupferstück von der Größe unseres Markstückes, jedoch bedeutend dünner. In der Mitte befindet sich ein vieredriges Loch, um es auf eine Schnur reihen zu können. Gewöhnlich geschieht diese Aufreihung zu 500 oder 1000 Stück, Tiao genannt. Sehr häufig reißen infolge der Schwere der Münzen diese Schnüre, und da Käschen im Werte eines preussischen Talers etwa 10 Pfund wiegen, so kann man sich denken, welche Last sie bedeuten. Jemand, der eine Schuld von 100 Talern abzahlen will, gebraucht zur Fortschaffung dieser 100 000 Kupferstücke schon Pferd und Wagen. Und dennoch ist das Käschen bei allen Handelsgeschäften die übliche Münze. Aber sein Wert ist durchaus verschieden. In manchen Gegenden des Reiches zählt z. B. ein Käschen für zwei, und zwar in allen Fällen, wo man mehr als 20 Käschen für einen Gegenstand verausgibt, so daß, wenn jemand hört, daß man ihm 500 dieser Münzen auszahlen wird, er sogleich weiß, daß er nur auf 250 rechnen kann, und zwar nach Abzug lokaler Zahlungsböhen, deren Höhe in den verschiedenen Orten beständig wechselt. Das kleine und gefälschte Käschenstück findet man beständig mit dem großen und gefälschten vermischt, was wiederum Anlaß zum Streit zwischen Käufer und Verkäufer gibt. In manchen Provinzen Chinas, wie z. B. in Honan, geht jedermann mit zwei ganz verschiedenen Sägen von Käschen zum Markt; von diesen besteht der eine Satz aus guten und falschen, der andere ausschließlich aus gefälschten Kupferstücken. Gewisse Artikel werden nur mit diesen bezahlt! Bemerkenswert sei noch, daß die Münze auf der einen Seite vier chinesische Schriftzeichen zeigt, von denen zwei den Namen der Regierung des Kaisers angeben, die beiden anderen gleichbedeutend sind mit Kurantgeld. Seit Ende der achtziger Jahre prägt man in China Silbermünzen, und schon der erste Versuch, die Bevölkerung an solche zu gewöhnen, hatte großen Erfolg aufzuweisen. Man prägte Stücke von 5, 10 und 20 Cents, ferner in geringerer Menge versuchsweise Fünzigcentstücke und Dollars. Der Silbergehalt des Dollars war 90 Proz., der der übrigen Silberstücke 82 Proz. Der Wert des Dollars war dem eines mexikanischen Dollars gleich.

Auf dem Avers dieser Münzen stehen vier Schriftzeichen. Sie geben die Regierungszeit des Kaisers Kuang Hsi und die Währung an. Die Worte sind in der Mitte in kleinerer mandschurischer Schrift wiederholt. Am Rande finden wir zehn Zeichen: Geprägt in Kuangtung; Schabamgewicht; ferner: so und so viele Mace und Mandarin. Der Avers zeigt das Bildnis eines geringelten Drachen und in englischer Schrift: Kuangtung Province, sowie die Zahl der Mace und Mandarine, damit die Münze von Ausländern sowohl wie von Eingeborenen gebraucht werden kann.

Seit jener Zeit sind in einer bedeutenden Anzahl von Provinzen ähnliche aus dem Auslande bezogene Münzstätten errichtet worden. Man prägt dort, ähnlich wie in Kanton, Stücke von 5, 10 und 20 Cents, sowie in geringerer Anzahl Fünzigcentstücke und Eindollarmünzen. Der Dollar wiegt 7 Mace 2 Mandarin. 1 Mace ist = $\frac{1}{10}$ einer chinesischen Unze, und 1 Mandarin = $\frac{1}{100}$ einer Unze. Das Zwanzigcentstück ist = 1 Mace und 4 Mandarin usw.

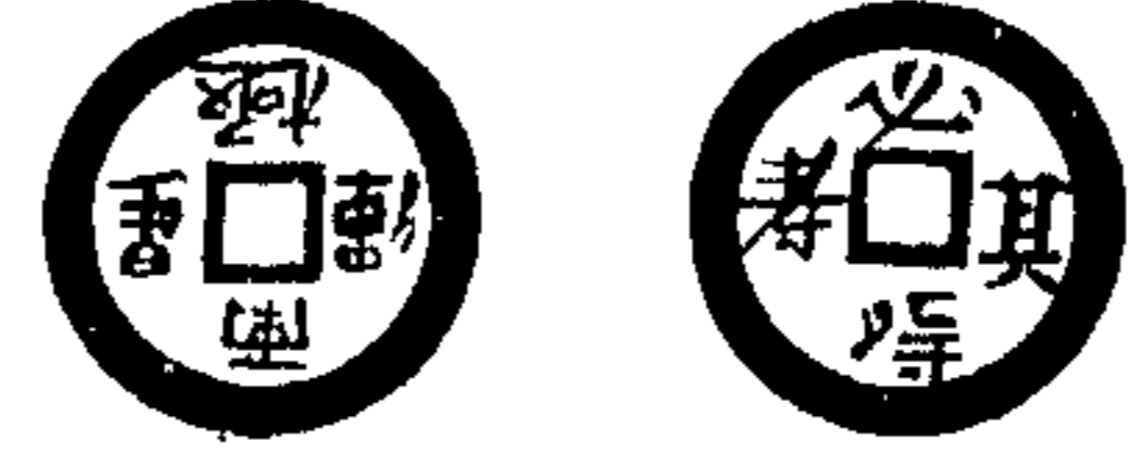
Leider werden über die Anzahl der in diesen Münzstätten geschlagenen Silbermünzen keine Nachrichten veröffentlicht, doch kann sie nicht bedeutend sein. So bekommt man chinesische Dollar- und Fünzigcentstücke nur selten zu Gesicht. Die übrigen Scheidemünzen trifft man allerdings in den Vertragshäfen recht häufig an, doch kann man einen Chinesen, der selbst nur wenige Meilen außerhalb des „Rahons“ lebt, nur schwer dazu bewegen, diese bei einem Kaufe anzunehmen. Er zieht sein schwieriges Kupfergeld den Silberstücken vor. Man darf demnach sagen, daß die Währungsverhältnisse Chinas durch die Ausgabe dieses Silbergeldes bislang so gut wie gar nicht beeinflusst, noch in irgendwelcher Weise gebessert worden sind. Das gleichsam als ungeprägte Münze in den Handel kommende Silber ist unter dem Namen „Schee“ bekannt. Das Wort ist chinesischen Ursprungs und bedeutet „feine Seide“. Es wird deshalb so genannt, weil man es, falls lauterer Gehalts, geschmolzen zu feinen Fäden ausziehen kann. Diese Silberbarren, von den Ausländern „Sches“, d. h. „Schuhe“, genannt, weil sie den chinesischen Schuhen etwas ähneln, haben verschiedeneartiges Gewicht, von einer Unze aufwärts bis zu 50 und mitunter sogar bis zu 100 Unzen. Sie tragen stets den Stempel des Münzwardens sowie des Bankiers, die diese Klumpchen in Um-

lauf sehen, der ihre Reinheit gewährleisten soll. Will man z. B. einen Artikel bezahlen, der einen Wert von 10 Unzen Silber hat, und besitzt man nur einen „Schuh“, der 20 Unzen wiegt, so wird die Ware einfach in zwei Stücke gehauen. Das „gelbe“ Metall kommt bei Handelsabschlüssen nur äußerst selten in China zur Verwendung. Die kleinen Goldbarren, auf die man stößt, dienen fast ausschließlich dazu, um als Schatz aufbewahrt zu werden. Als solcher kommt dieses



Chinesische Schwertmünze aus dem 3. Jahrhundert vor Chr., $\frac{1}{2}$ natürliche Größe.

Edelmetall in zwei Formen vor, erstlich in der Form von Stangen, die das Aussehen eines kleinen chinesischen Rootes haben, etwa 0,09 Meter lang, 0,02 Meter breit sind und 360 Gramm wiegen, zweitens als Goldblatt von etwa 0,2 Meter im Quadrat und im Gewicht von ungefähr 30 Gramm. Wie in Bezug auf mehrere wichtige Erfindungen, so dürfen die Chinesen auch den Anspruch erheben,



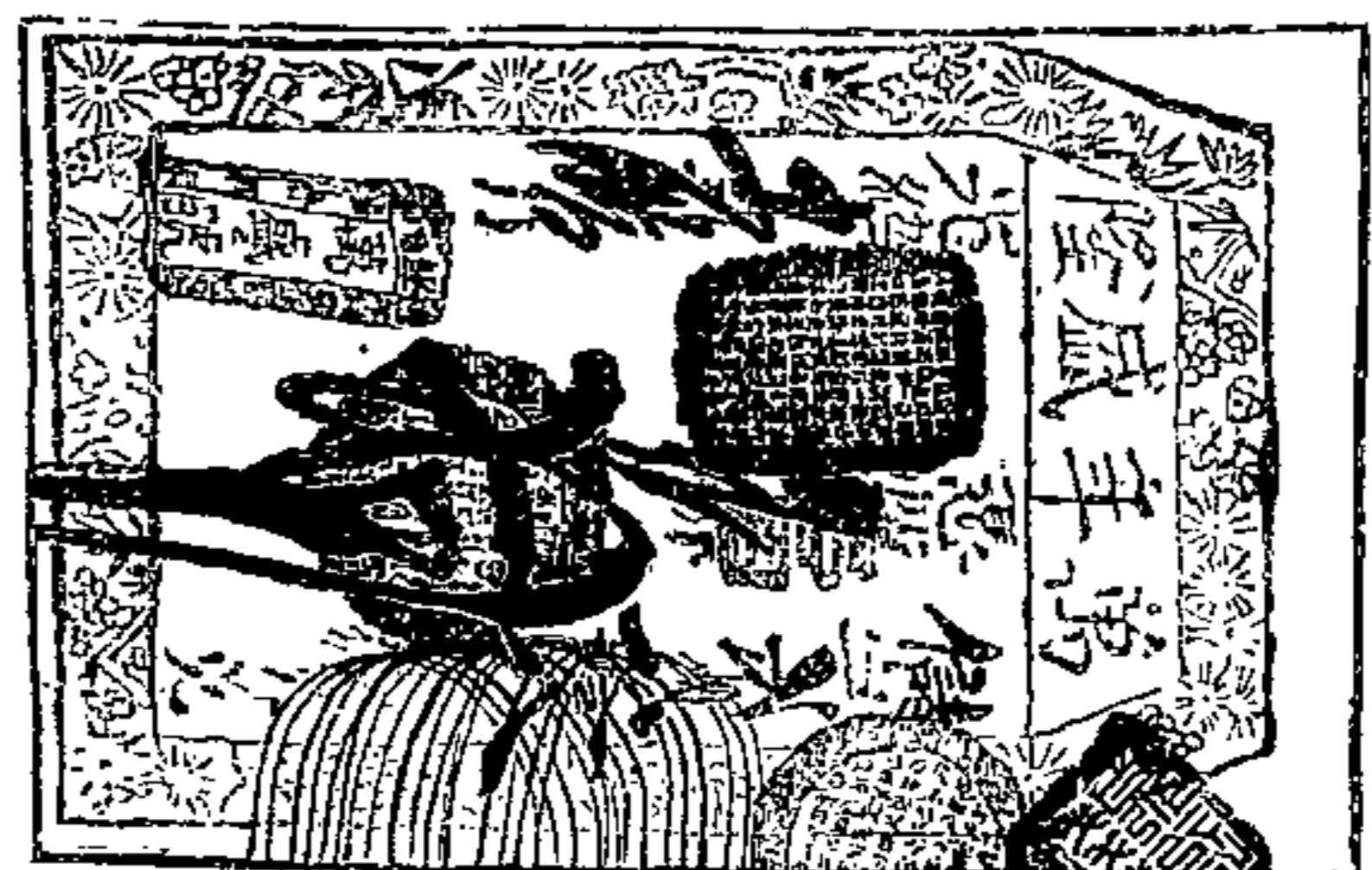
Chinesische Münze aus neuerer Zeit.

zuerst vom Papiergelde Gebrauch gemacht zu haben. Sie kannten es zu Anfang des neunten Jahrhunderts n. Chr., vielleicht auch schon früher. In Europa, und zwar in Stockholm, sah man es zum ersten Male im Jahre 1668. Daß die Chinesen in dieser Beziehung einen so bedeutenden Vorsprung vor uns Europäern hatten, erklärt sich zweifellos daraus, daß sie die Buchdruckerkunst viele Jahr-



Zwanzig Tael. Gegenwärtige chinesische Gewichtsmünze.

hunderte vor uns kannten, sodann von gravierten Siegeln, um damit offizielle Dokumente zu besiegeln, vor mehr als zweitausend Jahren ganz allgemeinen Gebrauch machten, ferner, daß sie einen ungeheuren Binnenhandel betrieben und überhaupt eine Nation sind, die einen ungewöhnlich scharfen kommerziellen Instinkt besitzt. Das Papiergeld wird in verschiedenen Werten hergestellt, aber die von der



Chinesische Banknote.

Regierung in den Handel gebrachten Scheine begünstigen bei der Bevölkerung des Landes großem Mißtrauen und durch das allgemein im Lande kursierende von Privatbanken ausgegebene Papiergeld — besser spräche man von Wechseln — gibt sie zu verstehen, daß ihr der Stempel eines Privatunternehmers größere Garantie für die Sicherheit ihres Geldes zu bieten scheint, als der der kaiserlichen Regierung. Diese Privatbanknoten trifft man namentlich in den vier nördlichen Provinzen, Schantung (Kwandjchurei), Tschili, Schantung und Schansi, viel-

fach an. Sie sind stets auf so und soviel Käschen angesetzt, ja man zieht sie sogar dem Kupfergeld vor, weil man keine Gefahr läuft, durch minderwertiges Käschen zu kurz zu kommen. Manche dieser Wechsel haben einen Wert bis zu 100 000 Käschen, was dem gegenwärtigen Kurse allerdings nur etwa 200 Mark ausmacht.

Das in den Vertragshäfen und deren Umgebungen kursierende fremdländische Kurantgeld bietet nur wenig Grund zu Beschwerden. Dem Ausländer treten in dieser Hinsicht kaum fühlbarere Hürden entgegen als im eigenen Heimatlande. Die Scheidemünzen, die durch seine Finger gehen, mögen allerdings nicht dieselbe Einheit wie im Abendlande aufweisen, doch wird er sich sehr bald an sie gewöhnen, wozu ein paar Tage ausreichen. Es kommen hierbei nämlich im Grunde genommen nur die Münzen dreier Nationen in Betracht, nämlich es kursieren in den geöffneten Häfen: Fünf-, Zehn-, Zwanzig- und Fünzigcentstücke, die China, Japan und die Regierung der britischen Besitzungen zu stellen (Hongkong sowie die „Straits Settlements“) ausgegeben haben. Mitunter, aber nur selten, mag einem ein französisches oder englisches Geldstück zu Gesicht kommen, doch dürfte selbst der ausländische Kleinfachmann nur sehr ungern diese Münzen zur Begleichung einer Rechnung annehmen. Der Chinesen würde sich sogar entschieden weigern; er erkennt die Prägungen der drei erstgenannten Nationen als gangbar an.

Süßholz und Lakritzen. Wohl fast überall unter den Kindern Süßholz und Lakritzen als besondere Leckerbissen. Diese beiden Stoffe stehen insofern in naher Beziehung, als Lakritzen aus dem Süßholz gewonnen wird, so daß ihnen der darin enthaltene Süßstoff gemeinsam ist. Süßholz in den bekanntlich länglichen, fingerdicken Stücken ist das grau-gelbe Wurzelstück einer krautartigen in den Mittelmeerländern einheimischen Pflanze — Glycyrrhiza. In großem Maße wird die Pflanze in Spanien, hauptsächlich in Katalonien, kultiviert. Die bis zu zwei Meter langen Wurzeln kommen ungeschält in den Handel; sie zeigen daher äußerlich eine gelbe Rinde, unter der das zitronengelbe Holz liegt. Ein andere russische Handelsorte — eine Abart — Glycyrrhiza — ist auch außen gelb; sie kommt in geschältem Zustande zu uns. In medizinischen Zwecken wird in Deutschland meist die spanische Wurzel verwendet. In der Heilkunde gilt Süßholz als schleimlösendes Mittel bei katarrhalischen Zuständen der Atmungsorgane. Unser Brusttee enthält die Wurzel in klein geschnittenem Zustande als gelbe Stückchen, neben Eibischwurzel, Kustaltig usw. Schon im 6. Jahrhundert wird Süßholz von den römischen Ärzten angewandt, während es schon früher von Plinius und dem griechischen Arzt Dioskorides erwähnt wurde. Die Venezianer führten dann im 15. Jahrhundert die Kultur der Pflanze in Bamberg ein. Ein pharmazeutisches Präparat aus der Wurzel, ein mit Zucker eingedickter ammoniakalischer Auszug, findet als Heilmittel — in Berlin unter der Bezeichnung als Fuchslungenkast bei Husten der Kinder — vielfach Verwendung. Lakritzen ist in der Hauptsache ein eingedickte wässrige Auszug der gelben Wurzel. Die Fabrikation von Lakritzen wird hauptsächlich in Süd-Italien und auf Sizilien als Hausindustrie von kleinen Bauern auf meist sehr primitive Art aus den frischen Wurzeln betrieben. Die Wurzeln der wild wachsenden und keiner besonderen Pflege bedürftigen Pflanze werden einfach herausgerissen und je nach ihrer Stärke in zwei Haufen grob und feil getrennt. Zur Beseitigung von noch anhaftenden Erde und Schmutzmassen werden sie unter Wasser längs durcheinander geschüttelt. Die so gereinigten Wurzeln werden dann zerschnitten und zwischen mächtigen Mühlsteinen zu einer Art Brei zermahlen. Dieser Wurzelbrei wird mit Wasser in großen Leinwand Gefäßen ausgekocht. In den modernen Betrieben nimmt Wasserdampf die löslichen Bestandteile der Wurzel auf. Von noch vorhandenen Unreinlichkeiten wird der Auszug durch Abkochenlassen gereinigt, worauf er dann bis zur Sirupsdickflüssigkeit schließlich so weit abgedampft wird, daß eine feste haltbare Masse resultiert. Aus dieser werden, nach von Arbeiterinnen, die bekannten daumendicken Stangen auf Marmorplatten ausgepreßt. Mittels Metallstempel erhalten sie die Handelsmarke auf einer Seite aufgedrückt, so lange sie noch nicht vollständig erhärtet sind. Die Gesamtproduktion in Kalabrien wird auf etwa 2 Millionen Kilo im Jahre geschätzt. In ähnlicher Weise wie Süßholz wird auch Lakritzen, medizinisch und auch als Hausmittel, hauptsächlich während des Winters angewandt, da es ja dieselben wirksamen Bestandteile wie sein Ausgangsmaterial, die Wurzel, enthält.

Nachdruck des Inhalts verboten!